Die Deborah.

Eine deutsch-amerikanische Monatsschrift zur Förderung jüdischer Interessen in Gemeinde, Schule und Haus.

Herausgegeben von einem Vereine jüdischer Schriftsteller.—Als Wochenschrift begründet 1855, von Isaac M. Wise.

Preis: Inland........$1.00 per Jahr.
Preis: Ausland .....$1.20 per Jahr.

תדרכי נפשי עז
Vorwärts, meine Seele, Vorwärts mit Macht!

Sämmtliche Beiträge und Zuschriften für die Redaktion sind zu adressiren an:
Prof. **G. Deutsch**, Hyde Park, Cincinnati, O.
Geschäftliche Mittheilungen an: THE RAZALL COMPANY, Cincinnati, O

Neue Folge.—2. Jahrgang. 1. October 1902. — Heft 10.

Versöhnungstag.

Habt ihr den klagend weichen Ton vernommen?
Den Mahnungsgruß, den seltsam ernsten Klang,
Des Schofar's Ruf, der zitternd nun verschwommen
Wie Mutterstimme mahnend leis und bang:
Versöhnet euch!

Geweihten Seelenfriedens Himmelsbote,
Israel's Hause naht das Sühnungsfest;
Es flammt die Schrift im sanften Abendrothe,
„Erlaßt die Schuld, wie Gott die Schuld erläßt":
Versöhnet euch!

Ein Volk von Priestern seid ihr Gott geweihet,
Wie wollt als Priester ihr ihm heute nah'n
Mit Schuld im Herzen, die ihr nicht bereuet?
Sei euch die Sühnnng nicht ein leerer Wabn:
Versöhnet euch!

Hat euch ein Bruder bitt'res Weh' bereitet,
O, richtet milde! gebt dem Haß nicht Raum,
Vielleicht hat ihn ein falscher Schein verleitet;
Verscheucht den Groll wie einen schweren Traum:
Versöhnet euch!

In's Gotteshaus eilt aus dem Markttagsleben,
Des Herzens Andacht stärkt des Herzens Kraft,
Befreit der Seele Schwingen durch Vergeben
Von jeder Fessel nied'rer Leidenschaft:
Versöhnet euch!

Vom Abend bis zum Abend abgelöset
Vom ird'schen Treiben, vor Jehova's Thron
In Andacht harrt, daß ihr euch selbst erlöset,
Euch selbst erringt des Herzens schönsten Lohn:
Versöhnet euch!

Senkt dann der Abend seine Schleier nieder,
Erstrahlet euch ein Licht in heller Pracht,
Verhallet sind des Tages heil'ge Lieder,
Doch leise tönt es durch die stille Nacht:
Ihr seid versöhnt!

Louise Mannheimer.

Hebrew Union College.

Am Samstag den 13. September begann das Hebrew Union College in Cincinnati sein 28. Unterrichtsjahr. Die Eröffnung, welche am 8. September stattfinden sollte, war durch Unwohlsein des Präsidenten, Dr. M. Mielziner, verschoben worden. Um 3 Uhr Nachmittags versammelten sich die Studenten und Professoren im Bibliotheksale; auch einige Damen und mehrere Mitglieder des Kuratoriums fanden sich ein. Dr. Mielziner begrüßte die Versammlung und hielt eine herzliche und geistreiche Anrede, die nicht verfehlte, einen tiefen und dauernden Eindruck bei den Hörern zu machen. Unseren Lesern legen wir die Rede des gelehrten Präsidenten in deutscher Uebersetzung vor. Ihm folgte Herr B. Bettmann, Präsident des Verwaltungsrathes, mit einer kurzen, kernigen Ansprache, worin er, an die Worte Dr. Mielziner's anknüpfend, den Studenten eindringlich ihre Pflichten an's Herz legte. Er schloß mit der offiziellen Erklärung, daß das 28. Schuljahr nun zu neuer Arbeit und ernsten Studien begonnen habe.

Rede des derzeitigen Präsidenten Dr. M. Mielziner.

Studenten!

In meiner im verflossenen Jahre bei Eröffnung der neuen Semester nach den Sommerferien an euch gerichteten Anrede lenkte ich euere Aufmerksamkeit auf das offizielle Siegel des Hebrew Union College, und zog aus der Erklärung seiner Inschriften einige sehr wichtige Lehren hinsichtlich des Zweckes, warum ihr diese Lehranstalt besuchet. Heute möchte ich euere Aufmerksamkeit auf ein anderes Siegel lenken, nämlich auf das offizielle Siegel der Union Amerikanisch-Jüdischer Gemeinden. Ihr kennt gewiß die Beziehungen, in welches dieses College zur Union steht. Wenn der unvergeßliche Rabbiner Isaac M. Wise mit Recht der Vater des Hebrew Union College genannt wird, so kann die Union Amerikanisch-Jüdischer Gemeinden gebührenderweise die Mutter des College genannt werden. Denn es war diese Union, welche dieses Institut in's Leben rief und welche seit seiner Geburt unaufhörlich mit zärtlicher müt-

terlicher Sorgfalt es nährte, pflegte und bewachte. Nun enthält das Siegel der Union außer der Abbildung der zwei Gesetzestafeln die hebräische Inschrift:

תלמוד תורה כנגד כלם

Ihr werdet euch erinnern, woher dieser Spruch entnommen ist. Es ist eine Mischna, welche gewisse religiöse und moralische Pflichten aufzählt, deren Erfüllung von solcher Wichtigkeit ist, daß dieselbe göttliche Belohnung in diesem Leben und noch größere Belohnung im zukünftigen Leben bringt; sodann schließt die Mischna mit diesen Worten: ותלמוד תורה כנגד כלם „doch das Studium des göttlichen Gesetzes überwiegt alle anderen Pflichten." Indem diese Worte als Motto im offiziellen Siegel der Union Amerikanisch-Jüdischer Gemeinden gewählt wurden, beabsichtigte man darzuthun, daß es der vornehmlichste Zweck der Gründung dieser Union war, ein College für תלמוד תורה zu errichten und zu erhalten für die Pflege und Förderung des Thorastudiums, welches Wort in dieser Beziehung den weiten Inbegriff unserer geheiligten Litteratur umfaßt. Bedenket dies wol, ihr Studenten! Der hauptsächlichste Zweck und Gegenstand dieser Anstalt ist Talmud Thora; das Hebrew Union College hat seine Bedeutung in Talmud Thora. Indem ihr euere Namen als Studenten an dieser Stätte der Wissenschaft einschreibet, verpflichtet ihr euch, euere Zeit und euere Geisteskräfte dem Studium der Thora zu widmen, um eine gründliche Kenntniß derselben zu erlangen und später im Stande zu sein, das Licht und die Segnungen der Thora unter unsern Gemeinden zu verbreiten. Wichtig und nothwendig für eueren künftigen Beruf ist sicherlich jeder Wissenszweig, der euch in der Hochschule und in der Universität gelehrt wird, in jenen Anstalten, welche ihr gleichzeitig mit diesem College besuchet; doch vergesset nimmer תלמוד תורה כנגד כלם, daß für euch als künftige Lehrer in Israel die Kenntniß der religiösen Litteratur, welche ihr euch hier aneignen sollt, von der größten Bedeutung ist. Allein wie muß man studieren, sei es die Thora oder irgend einen anderen Wissenszweig, um unsere Anstrengungen mit Erfolg gekrönt zu sehen?

Der Talmud, so reich an gelegentlichen Bemerkungen und Aphorismen in Betreff der verschiedenen Beziehungen und Lagen des Lebens, enthält auch viele herrlichen Maximen und Regeln bezüglich Studirender und Studien. Dieselben sind meistens so weise, so praktisch und treffend, daß moderne Didaktik sie ohne Zögern anerkennen, obschon vielleicht in verschiedener Weise ausdrücken und in verschiedene Form kleiden wird. Von den talmudischen Sentenzen werde ich besonders einige auswählen, welche sich auf die Bedingungen beziehen, unter welchen der Student erwarten kann, daß seine Arbeiten und Bestrebungen Erfolg haben werden.

1) In der Einleitung zu seiner klassischen Vorlesung „Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte?" schildert der deutsche Poet Schiller in seiner meisterhaften Weise auf der einen Seite einen Studenten, einen Brodgelehrten, der kein anderes Ziel kennt, als sich professionelle Kenntnisse zu erwerben, die ihn zu einem Amte berechtigen und sein ehrgeiziges Streben nach eitlen Ehren und Titeln befriedigen sollen. Auf der

andern Seite stellt er uns den wahren, begeisterten Studenten dar, der in seinem ernsten Streben und Bemühen nicht von selbstsüchtigen und materiellen Erwägungen, sondern von eifrigem Verlangen nach Erweiterung seiner Kenntnisse, von aufrichtiger Liebe zur Wahrheit geleitet wird. Welch ein Unterschied zwischen diesen beiden Studenten und zwischen dem Erfolge und Resultate ihrer Studien!

Unsere alten Lehrer haben vor nahe zweitausend Jahren schon dieselbe Wahrheit in ihrer eigenthümlichen Weise ausgedrückt: „Sage Niemand, ich will studiren, um als Gelehrter geehrt zu werden; ich will studiren, um Rabbi genannt zu werden, oder um ein Amt, eine hohe Stellung zu erlangen; sondern studire aus Liebe zur Kenntniß und Wahrheit. Erfolg und Ehre werden gewiß nicht ausbleiben" (Nedarim 62 a).

2) Ferner: אין אדם לומר תורה אלא ממקום שלבו חפץ „Man ist nur in jenem Zweige des Wissens erfolgreich, dem man sich mit ganzem Herzen hingibt" (Aboda Sara 19 a). Vergesset dies nicht in eueren Studien, meine jungen Freunde! Es ist wahr, ihr seid hier in einem College, welches den ausgesprochenen Zweck hat, Rabbiner und Lehrer für unsere Gemeinden zu erziehen, und der Kursus eurer Studien ist diesem Ziele gemäß. Doch solange der erwartete Titel und das erwartete Amt das einzige Ziel und Ende eures Lernens sind, solange ihr euch nicht mit Herz und Seele den Studien hingebet, solange ihr nicht mit Liebe zur Sache und Wahrheit durchdrungen seid, solange werden eure Studien sich als erfolglos erweisen. Es wird euch vielleicht gelingen, eine leidliche Prüfung zu bestehen und als ehrwürdige Geistliche und Rabbiner zu Aemtern zu gelangen, allein ihr werdet blos Lohndiener, Miethlinge werden, niemals Rabbiner und Gelehrte im wahren Sinne des Wortes, nie Pfleger und Beförderer jüdischer Wissenschaft, Kämpen und Bannerträger der göttlichen Wahrheit, niemals geistige Hirten, wie Gott sie wünscht und wie die heilige Sache des Judenthums sie erheischt.

3) Die Liebe zur Wahrheit, das Verlangen nach Wissen aus reinem Antriebe ist die erste Anforderung an den wahren Studenten, doch ein gewisser Grad von intellektueller Fähigkeit ist ebenso unerläßlich. Es ist wahr, keiner ist so sehr aller Geistesgaben bar, daß er nicht einige Kenntnisse erlangen könnte; doch kann irgend Jemand mit geringer Begabung und schwacher Auffassungskraft das Studium zu seiner Lebensaufgabe machen? Wird es ihm je gelingen, die höheren Wissenszweige zu erfassen? Höret, was einer unserer alten Rabbiner sagt: הקב"ה בוכה על מי שאפשר לו לעסוק בתורה ואינו עוסק ועל מי שאי אפשר לו ועוסק „Gott hat zwei Thränen, eine Thräne des Zornes für den, der fähig ist zu studiren und keinen Gebrauch von seinem Talente macht, und eine Thräne des Mitleids für den, der keine Fähigkeiten besitzt und dennoch sich bemüht, höhere Studien zu verfolgen (Chagiga 5 a).

4) Glänzende Talente allein sichern nicht immer erfolgreiches Studium. Oft sehen wir Studenten, welche von der Natur nur mit mittelmäßigen Geistesanlagen begabt sind, und dennoch als große und ausgezeichnete Gelehrte ihren Kursus vollenden, während Andere mit den versprechendsten Talenten ihr Ziel verfehlen. Wie läßt sich dies erklären? Jene besassen Energie des Willens, Beharrlichkeit in ihrem Streben, und dadurch bekämpften sie alle

Schwierigkeiten und besiegten alle Hindernisse; sie verbrachten Tage unablässiger Arbeit und Selbstverleugnung, Nächte mühevoller Studien, Monate und Jahre wachsamer und gewaltiger Anstrengungen, um sich in dem zu vervollkommnen, was jetzt allgemeine Bewunderung und Achtung erregt. Diese aber vertändelten ihre Zeit und Talente in nachlässiger Trägheit, scheuten jede Anstrengung und Bemühung, schreckten vor jeder Schwierigkeit zurück und waren nicht gewillt, irgend einer Bequemlichzeit oder irgend einem Vergnügen zu entsagen. Daher sagten unsere alten Weisen mit Recht: אין דברי תורה מתקיימין אלא במי שממית עצמו עליה „Höheres Wissen kann nur derjenige erlangen, welcher willig ist, sich für dasselbe aufzuopfern" (Berachot 63 b). Ferner: „Dies ist die rechte Weise, um die Thora zu studiren: Entsage der Bequemlichkeit und dem Vergnügen, begnüge dich mit den einfachsten Lebensbedürfnissen, sei beharrlich in deinen Studien unter angestrengter Arbeit und Entbehrungen; dann wirst du glücklich sein und erfolgreich in deinem edlen Streben" (Abot 6, 4).

5) Ihr habt ohne Zweifel schon oft vernommen, wie einer und der andere tadelnd den Studienplan kritisirt, der sowol in dieser Anstalt, als auch in wissenschaftlichen Instituten im Allgemeinen befolgt wird. „Warum die Studenten unserer Hochschulen, Colleges und Universitäten mit unzeitgemäßen und veralteten Dingen belästigen? Welchen Nutzen gewähren alte Sprachen, alte Litteratur, alte Geschichte, alte Philosophie? Warum so viele kostbare Zeit in dem Studium der Gesetze, Gebräuche, Zeremonien und Anschauungen vergangener Generationen vergeuden? Warum nicht die todte Vergangenheit begraben, und vielmehr Kenntniß und Wissen direkt und ausschließlich aus der frischen, lebendigen Quelle unserer gegenwärtigen Zeit schöpfen? — Es scheint, als wären ähnliche Fragen schon in den Zeiten unserer alten Rabbiner erhoben worden, denn sie hatten einen Spruch, der eine prompte Antwort auf solche Fragen enthält: אם שמוע בישן תשמע בחדש „Wenn du die alten Dinge gut verstehst, wirst du besser im Stande sein, die neuen Dinge zu verstehen" (Berachot 40 a). Im Lichte des Alterthums sehen und begreifen wir mit größerer Klarheit, wie das Gegenwärtige sich entwickelt hat. —

6) Im Gespräche mit einem Fremden, der diesem College einen Besuch abstattete, wurde die Frage aufgeworfen, ob die verschiedenen Unterrichtsgegenstände hier in wissenschaftlicher Weise gelehrt, und ob die Studenten mit den letzten Resultaten der höheren Bibelkritik bekannt gemacht würden? Die Antwort war natürlich, daß jeder Gegenstand des Unterrichts hier in einer wissenschaftlichen Methode gelehrt wird. Die jüdische Theologie widersetzt sich nicht der wissenschaftlichen Forschung, und das wahre Judenthum hat nichts von einer kritischen Untersuchung zu befürchten. Allein was man die Resultate der höheren Kritik nennt, erscheint Andern nur als problematische Theorien und Hypothesen, die von Einigen vertheidigt und von Andern verworfen werden. Zur geeigneten Zeit werden unsern Studenten auch die neueren Forschungen und Theorien mitgetheilt, jedoch nicht eher, als bis sie durch eine gründliche Vertrautheit mit der Bibel und ihren gehaltvollen Kommentaren gehörig vorbereitet sind, denn ליגמר איניש והדר ליסבר „Zuerst muß

man positives Wissen sich aneignen, dann kann man nachdenken, philosophiren und kritisiren" (Sabbat 63 a). Ich glaube in der That, daß viel Schaden und Verwirrung von denen angerichtet wurden, welche, diese goldene Regel außer Augen lassend, mit philosophischen Forschungen begannen und sich kritischen Untersuchungen hingaben, ohne vorher eine feste Basis gewonnen und ohne sich mit dem Gegenstande ihrer Kritik genügend vertraut gemacht zu haben.

Diesen didaktischen Maximen, welche ich hier zu beleuchten versuchte, lasset mich noch einige der talmudischen Regeln in Bezug auf die Disziplin der Colleges hinzufügen. Ich werde dieselben mit geeigneter Bezeichnung ohne weitere Erklärung anführen, und überlasse es euch, die rechte Anwendung davon zu machen.

1. Ordnung und Pünktlichkeit.

אם אין דרך ארץ אין תורה

Ohne Disziplin und ordentliches Betragen — kein Studium
(Abot 3, 17).

עשה תורתך קבע; עשה מועדים לתורה

Bestimme gewisse Zeiten und Stunden für deine Studien
(Abot 1, 15; Erubin 54 b, Ende).

אל יכנס באחרונה לבית המדרש

Keiner soll zu spät zum Unterrichte im College kommen
(Berachot 43 b).

אל ימנע את עצמו מביהמ״ד אפילו שעה אחת

Man soll nicht einmal eine Stunde des Unterrichts im College versäumen (Sabbat 83 b).

2. Aufmerksamkeit.

אם יפנה לבך שוב לא תשמע

Wenn du deine Aufmerksamkeit nur eine Minute von dem Unterrichte abwendest, wird es dir schwer halten, das Uebrige zu verstehen (Berachot 40 a).

הפוסק מד״ת ועוסק בדברי שיחה מאכילין אותו גחלי רתמים

Wer das Studium mit leerem Geschwätz unterbricht, dessen Geist wird mit verbrannten Wurzeln genährt werden
(Aboda Sara 3 b).

כל הישן בבהמ״ד תורתו נעשית לו קרעים

Wer während des Unterrichts im College schläft, dessen Wissen wird lückenhaft sein gleich einem zerfetzten Gewand
(Sanhedrin 71 a).

3. Wiederholung des Gelernten.

ד״ת קשין לקנותן ככלי זהב ונוחין לאבדן ככלי זכוכית

Wissen, gleich goldenen Geräthen, ist schwer zu erwerben, doch ist schnell verloren und dahin, wie zerbrochene Glasgefäße (Chagiga 15 a)

הלומד תורה ואינו חוזר עליה דומה לאדם שזורע ואינו קוצר

Wer lernt und nicht wiederholt, gleicht dem Manne, der säet, ohne zu ernten (Sanhedrin 99 a).

אינו דומה שונה פרקו מאה פעמים לשונה פרקו מאה פעמים ואחת

Eine Lektion hundertmal wiederholen ist nicht so gut, wie sie hundertundeinmal wiederholen (Chagiga 9 b).

4. Gründlichkeit.

ושננתם שיהו ד״ת מחודדים בפיך וכו׳

Bereite dich sorgfältig vor, studire gründlich, um im Stande zu sein, irgend eine Frage ohne Zögerung und ohne Verwirrung zu beantworten (Kidduschin 30 a, Ende).

5. Diskussionen der Studenten.

מה ברזל זה אחד מחדד את חבירו אף שני ת״ח מחדדין זה את זה בהלכה

Wie ein eisernes Werkzeug ein anderes schärft, so wird der Geist der Stndenteu gegenseitig geschärft durch gelehrte Debatten und Diskussionen (Taanit 7 a).

6. Unverdrossener Fleiß.

יגעתי ולא מצאתי אל תאמן לא יגעתי ומצאתי אל תאמן יגעתי ומצאתי תאמן

Wenn dir ein Student sagt, ich habe mich bemüht und nichts erreicht, so glaube ihm nicht; ich habe mich nicht bemüht und doch Wissen erlangt, so glaube ihm nicht; ich habe mich bemüht und erlangt, ihm glaube (Megilla 6 b).

Studenten! Ich könnte noch viele ähnliche Sprüche hinzufügen, doch diese werden genügen, um euch auf die hauptsächlichsten Erfordernisse aufmerksam zu machen, welche den Fortschritt und den Erfolg in eueren Studien bedingen. Mögen der Ernst und der Eifer, womit ihr den Unterricht wieder aufnehmet, und der Fortschritt in eueren Studien während des neuen Schuljahres bezeugen, daß die Worte, die ich soeben an euch richtete, nicht vergeblich gesprochen wurden.

Ein erfolgreicher Journalist.

Es klingt fast wie ein Märchen aus Tausend und eine Nacht, wenn wir die Karriere eines Mannes verfolgen, der sich von der untersten Stufe bis zum hervorragendsten Range des Journalismus emporgeschwungen hat. Doch ungleich jenen Märchenhelden, deren wunderbare Geschicke durch gütige Feen mit Hilfe magischer Kräfte gelenkt wurden, hat Adolph S. Ochs seinen großen Erfolg durch eigene Thatkraft errungen. Ernstes Streben, Intelligenz und Beharrlichkeit leiteten seine Schritte auf der von ihm betretenen Laufbahn und führten ihn in kurzer Zeit zu dem Ziele, das er sich gesetzt. Noch nicht ein Menschenalter ist verflossen, seitdem er als Setzerlehrling in Guttenberg's Kunst eingeweiht wurde, und heute im Alter von 44 Jahren steht Adolph S. Ochs an der Spitze dreier großen, einflußreichen Tageszeitungen! Unsere Queen City kann sich rühmen, die Geburtsstadt des Mannes zu sein, dessen Namen einen so guten Klang im ganzen Lande hat. Am 12. März 1858 erblickte er in Cincinnati das Licht der Welt. Sein Vater, Julius Ochs, aus Fürth, Baiern, eingewandert, war ein Mann von gediegener Bildung, der außer seiner Muttersprache noch mehrere modernen Sprachen beherrschte. Im Jahre 1866 übersiedelte die Familie nach Knoxville, Tennessee. In diesem Städtchen betrat der achtjährige Knabe das erste Stadium seiner Lebensbahn. Am frühen Morgen, ehe die Schulstunde herangerückt war, widmeten er und seine beiden jüngeren Brüder sich dem Geschäfte des Zeitungsverkaufes. Im Alter von 13 Jahren verwerthete er seine erlangten praktischen Kenntnisse als Gehilfe in einem Spezereiladen in Providence, Rhode Island. Sein ganzer Schulunterricht beschränkte sich auf die fünf in Knoxville verbrachten Jahre. Doch war der begabte Jüngling stets bemüht, durch Selbststudium das in der Elementarschule erlangte dürftige Wissen zu ergänzen und zu vermehren.

Nach einjährigem Aufenthalte in Providence kehrte er nach Knoxville zurück und trat in die Druckerei der dort erscheinenden Zeitung als Setzerlehrling ein. Später wirkte er als Setzer in dem Louisviller Courrier-Journal. Im Jahre 1878 brachte der zwanzigjährige Jüngling durch Kauf die Chattanooga Times in seinen Besitz. Der Preis für dieses äußerst herabgekommene Blatt betrug 500 Dollars, welche, wie man sagt, der Käufer mit erborgtem Gelde zahlte. Hier entfaltete der neue Besitzer jene glänzenden Eigenschaften, die ihn zur Höhe seiner jetzigen Stellung brachten. In wenigen Jahren gelang es ihm, die Zeitung zu heben und in eines der besten Preßorgane des Südens umzuwandeln. Sein großer Erfolg ermuthigte ihn, 1892 ein Zeitungsgebäude in Chattanooga aufzurichten, dessen Herstellungskosten $200,000 betrugen und dem an Pracht und Ausdehnung kein ähnliches Gebäude im Süden gleichkommt.

Bald erweiterte der junge Herausgeber die Sphäre seiner Thätigkeit. Sein Ruf war auch nach New York gedrungen und im Jahre 1896 vertrauten ihm die Aktieninhaber der New York Times die Leitung derselben an. Nun bot sich ihm eine größere Gelegenheit, sein unschätzbares Talent zu verwerthen. Das von Henry J. Raymond 1851 gegründete Blatt, das unter

seiner tüchtigen Redaktion und unter der seines Nachfolgers George Jones zu großer Blüthe gediehen war, befand sich seitdem in einem sehr prekären Zustande. Mit bewährter Energie und Sachkenntniß ging der neue Leiter an's Werk und stellte die Zeitung auf eine solide finanzielle Basis. Die Mittel, die er in der Chattanooga Times zur Geltung gebracht, wandte er auch in seiner neuen Stellung an. Seinem Grundsatze getreu, den er als Motto an die Spitze der New York Times setzt „Alle Nachrichten, die sich zur Veröffentlichung eignen," hat er dem großen Journale einen tiefernsten moralischen Ton verliehen. Fern von jener Sensationssucht, der die sogenannten gelben Journale kennzeichnet, nicht verwirrt 'von der Parteien Gunst und Haß', bespricht es alle politischen, ökonomischen und sozialen Zeitfragen mit Ruhe und Würde. Stets für die Sache der Gerechtigkeit und die Angelegenheiten des öffentlichen Wohles eintretend, übt es einen wirksamen wohlthätigen Einfluß in der Metropole aus, einen Einfluß, der sich auch auf den Familienkreis erstreckt; denn, obwol es den höchsten Anforderungen der Handels- und Industriewelt gerecht wird und alle Ereignisse prompt und genau berichtet, herrscht in seinen Artikeln und Berichten ein so anständiger Ton, daß sie mit Nutzen von allen, älteren und jüngeren, Mitgliedern der Familie gelesen werden können. Dem von andern New Yorker Journalen gegebenen Beispiele folgend, setzte auch die New York Times den Preis auf einen Cent herab und wurde dadurch einer größeren Zahl von Lesern zugänglich. Welche Fülle von Lesestoff für diesen geringen Preis, ganz besonders in den Samstag- und Sonntag-Ausgaben mit ihren wertvollen litterarischen und den kommerziellen und industriellen Interessen gewidmeten Beiträgen! Von welcher Bedeutung eine solche Zeitung ist, wurde mir vor zwei Jahren klar, als ich auf der Pariser Ausstellung im Gedränge des Publikums, das täglich in großer Masse das moderne Wunder anstaunte, das Werk der Linotype-Maschine betrachtete, welche in einer Stunde 50,000 Exemplare der New York Times druckte und faltete. Der amerikanische Unternehmungsgeist, von Adolph S. Ochs und seinem Bruder George, seinem Vertreter in der Ausstellung, so augenscheinlich dargestellt, flößte allen Besuchern gewaltigen Respekt ein, und freudig empfand ich den Ruhm, der dadurch auf mein Adoptivland zurückstrahlte.

Doch Adolph S. Ochs begnügte sich nicht mit den errungenen Lorbeeren. Vor zwei Jahren erwarb er auch die Philadelphia Times, die er mit dem im verflossenen Juli um den Preis von $2\frac{1}{4}$ Millionen Dollars angekauften Philadelphia Daily Ledger verschmolz. Dieses auf gleichen Tendenzen, wie seine New Yorker Namensschwester, beruhende Organ steht unter der Leitung des genannten George Ochs, der vor wenigen Jahren in zwei Terminen das Amt eines Mayors von Chattanooga bekleidete. Die Chattanooga Times wird von seinem Schwager Harry Adler geleitet.

Mit Recht kann man behaupten, daß Adolph S. Ochs, Herausgeber der Chattanooga Times, der New York Times und der Philadelphia Times, stets auf der Warte der „Zeit" stehend, mit der „Zeit" voranschreitet. Einen weiteren bedeutenden Fortschritt bekundet sein Erwerb eines ausgedehnten Bauplatzes im obereu Theile der Stadt, auf dem für die New York Times

ein neues bequemeres und stattlicheres Heim errichtet wird. Es steht zu hoffen, daß mit der Uebersiedelung in das neue Gebäude, das im Jahre 1904 vollendet werden soll, die Zeitung in eine Aera noch größerer Prosperität treten und dadurch die weise Umsicht ihres Leiters bezeugen wird.

Was unsere Achtung vor dem self-made Manne steigert, ist die Wahrnehmung, daß seine treue Anhänglichkeit an die Ideale des Judenthums die edlen Regungen des Herzens und Gemüthes wach erhalten. Ungleich mehreren seiner Kollegen, welche von der Höhe des Erfolges mit Gleichgiltigkeit, ja mit Geringschätzung auf ihre altehrwürdige Mutter, ihre angestammte Religion, herabschauen und dieselbe verläugnen, nimmt Adolph S. Ochs innigen Anteil an allen höheren Bestrebungen unserer Glaubensgenossen. Er ist ein thätiges Mitglied der Tempel Emanuel-Gemeinde in New York, und ist auch Mitglied der jüdischen Gemeinde in Chattanooga geblieben. Aus Pietät gegen seinen Vater, der diese Gemeinde gründete und ihr, angesichts des in der Nähe sich erhebenden Look out Mountain's, den passenden Namen Mizpa gab, machte er unlängst eine Schenkung von 12,500 Dollars zum Baue eines neuen Tempels. Die Bedingung, die er daran knüpfte, daß eine gleiche Summe von den andern Mitgliedern gezeichnet werden solle, ist schon erfüllt worden, und so wird, Dank der Initiative, die Adolph S. Ochs durch seine Liberalität gegeben, bald ein der jüdischen Gemeinde würdiges Gotteshaus die Stadt Chattanooga zieren. Obwohl mir diese Thatsache schon seit Monaten bekannt war, hielt mich doch die Bescheidenheit des Gebers ab, darüber in diesen Blättern zu berichten. Da aber alle jüdischen Blätter des Landes diese liberale Gabe zur Kenntnißnahme ihrer Leser brachten, darf ich auch nicht länger säumen, derselben hier Erwähnung zu thun.

Diese angeborene Bescheidenheit hielt Herrn Ochs auch ab, seinen Namen verdientermaßen der Liste der Männer hinzuzufügen, die sich um die New York Times verdient gemacht und daher in der zu ihrem fünfzigjährigen Jubiläum am 18. September 1891 erschienenen Prachtnummer einen Ehrenplatz einnehmen. Diese Lücke sollte später bei einer passenden Gelegenheit ausgefüllt werden.

Adolph S. Ochs ist ein Schwiegersohn des verstorbenen großen Führers Dr. Isaac M. Wise, mit einer dessen Töchtern er seit Jahren in glücklicher Ehe lebt. Ein zehnjähriges Töchterchen erfreut das Herz der Eltern.

S. M.

Eine wahre Geschichte.

Unter dieser Spitzmarke erzählt die neueste Nummer der Münchener „Jugend": Auf der Brühl'schen Terrasse in Dresden sitzen zwei schneidige Vollblut-Germanen, anscheinend Referendare, an einem Tische, als sich ihnen ein polnischer Jude im jüdisch-polnischen Kostüm (langer Kaftan, lange Stiefel und mit den unvermeidlichen Peies geziert) mit der Frage, ob es erlaubt sei, Platz zu nehmen, nähert und, ohne Antwort abzuwarten, sich niedersetzt. Ueber die Vergrößerung der Tischrunde wenig erfreut, wendet sich der eine der Herren an den Juden mit den Worten: „Wissen Sie nicht, daß Sie hier unter Antisemiten sitzen?" Worauf ihm die verblüffende Antwort wird: „Entschuldigen Se, meine Herren, so lang Se sich hier anständig betragen, können Se ruhig sitzen bleiben."

„Von dem Herzen muß es gehen.“

Schöne Worte sind nur Formen,
Doch der Kenner täuscht sich selten,
Leere Formen sind ihm nichtig,
Nur das Wesen läßt er gelten;
Sanges Regel soll bestehen:
„Von dem Herzen muß es gehen.“

Nie hab ich mit leeren Formen
An der Dichtung mich versündigt,
Das, was mir das Herz bewegte,
Hab im Liede ich verkündigt;
So allein kann es gelingen,
„Soll es zu den Herzen dringen.“

Mir vom Herzen ist's gegangen,
Und nun möcht ich gerne sehen,
Ob die Probe will gelingen,
Ob die Regel bleibt bestehen:
„Von dem Herzen muß es gehen,
Soll es zu den Herzen dringen.“

Louise Mannheimer.

Dr. Aaron Friedenwald.

Schon wieder liegt uns die traurige Pflicht ob, den Tod eines prominenten Glaubensgenossen zu berichten. Am 26. August wurde Dr. Aaron Friedenwald in Baltimore aus diesem Leben abgerufen. Er erlag einem Krebsleiden, gegen das er in Europa vergeblich Heilung gesucht und von dem ihn eine Operation nicht zu befreien vermochte. Die ärztliche Wissenschaft sowol als auch die jüdische Glaubensgenossenschaft haben einen großen Verlust erlitten. Heben wir es gleich hervor, was der Verstorbene als treuer Anhänger unserer väterlichen Religion geleistet hat. Der Eifer und die Beharrlichkeit, womit er sich seinem Berufe widmete, die großen Erfolge, die er auf dem Gebiete der Augenheilkunde erzielte, erkalteten nicht seine jugendliche Begeisterung für die Sache des Judenthums und der Humanität. Er gehörte nicht zu jenen Jüngern Aeskulaps, deren ganze Thätigkeit von der Ausübung ihres Berufes absorbirt wird, und welche andern geistigen und idealen Bestrebungen der Menschheit gleichgiltig gegenüberstehen. Dr. Friedenwald nahm ein lebhaftes und wirksames Interesse an jüdischen Angelegenheiten. Er war ein thätiges Mitglied der Chizuk Emoonah-Gemeinde und bekleidete in derselben jahrelang bis zu seinem Tode das Amt des Präsidenten. Auch war er zur Zeit seines Todes einer der Direktoren des Jüdisch-Theologischen

Seminars von New York, Ehren-Vizepräsident der „Jewish Publication Society“, Direktor des jüdischen Waisenhauses in Baltimore, und Präsident des lokalen Zweigvereins der Israelitischen Allgemeinen Allianz. Außerdem war er Jahre hindurch Vorsitzender der Baltimorer Abtheilung des von Baron Hirsch gegründeten Fonds.

Auch an andern öffentlichen Angelegenheiten nahm er regen Antheil. Sich zu den Prinzipien der republikanischen Partei bekennend, stand er in dem Bürgerkriege für die Sache der Union ein. Von Mayor Hooper wurde er zum Mitgliede des Verwaltungsrathes der öffentlichen Schulen ernannt.

Und dieser mit Herz und Seele das Wol des Judenthums und die geistigen Interessen der Menschheit fördernde Mann nahm einen hervorragenden Rang auf dem Gebiete der Wissenschaft ein, die er sich zu seiner Lebensaufgabe erkoren hatte. Dr. Friedenwald wurde am 20. Dezember 1836 in Baltimore geboren. Er war ein Sohn von Jonas Friedenwald, der, durch seine Akte der Frömmigkeit und Wohlthätigkeit in gutem Andenken stehend, das hohe Alter von zweiundneunzig Jahren erreichte. Nachdem er seine Schulerziehung vollendet, widmete er sich dem Studium der Medizin an der Universität von Maryland. Nach seiner Promovirung 1860 begab er sich nach Europa, wo er zwei Jahre lang in Wien, Prag und Paris, besonders aber in Berlin unter dem berühmten Albert von Gräfe, das Spezialfach der Augen- und Ohrenkrankheiten zum Gegenstande seines Forschens machte. Mit gründlichen Kenntnissen in Theorie und Praxis ausgerüstet, kehrte er 1862 in seine Vaterstadt zurück und begann seine ärztliche Praxis. Er erwarb sich bald den Ruf eines tüchtigen Fachmannes. Seine Tüchtigkeit fand auch bei seinen Kollegen gebührende Anerkennung. Seit 1873 wirkte er als Professor der Augen- und Ohrenheilkunde am College für Aerzte und Wundärzte, und war zugleich Schatzmeister und Vorsitzender des Exekutiv-Kommittees dieser Anstalt. Er gehörte als Mitglied der medizinischen und chirurgischen Fakultät von Maryland an und fungirte als Präsident derselben in den Jahren 1889 und 1890. Als erster Präsident der Marylander Ophthalmologischen Gesellschaft und der Amerikanischen Medizinischen Gesellschaft war er erfolgreich bemüht, den ärztlichen Stand durch Anforderungen eines gründlicheren Studiums zu heben und erspießliche Reformen einzuführen.

Seine belehrenden Vorlesungen wurden durch einen guten Vortrag unterstützt, in dem zuweilen der Humor eine angenehme Würze darbot. Er lieferte häufige Beiträge zu medizinischen Zeitschriften. Ganz besonders interessirt uns seine Abhandlung „Jüdische Aerzte und Beiträge der Juden zur medizinischen Wissenschaft,“ eine Zusammenstellung der von dem Gratz College in Philadelphia gehaltenen Vorträge, und „Das moderne Hospital,“ 1890 vor der ärztlichen und chirurgischen Fakultät von Maryland und vor einer jüdischen Gesellschaft vorgetragen.

Dr. Friedenwald zeichnete sich durch ein heiteres, stets freundliches Wesen aus, und war immer ein willkommener Besucher bei Kranken sowol als bei Gesunden. In der Unterhaltung und in seinen Tischreden bei festlichen

Gelegenheiten flocht er mit Vorliebe treffliche Anekdoten ein, und sein herzliches Lachen wirkte ansteckend. Als er vor etlichen Jahren nach langer Zwischenzeit zum zweitenmale Palästina besuchte und man es bedauerte, daß er nicht öfter sein Erscheinen mache, bemerkte er: Komme ich nicht alle dreißig Jahre hierher? Mit derselben ungeheuchelten Freundlichkeit begegnete er den Armen, die seine wohlthätigen Dienste als Mensch und als Arzt in Anspruch nahmen. Den eingewanderten russischen Juden erwies er sich als Freund und Helfer und war auf ihr geistiges und materielles Fortkommen mit Rath und That bedacht. Gar viele Stunden seiner kostbaren Zeit widmete er dem edlen Zwecke der Erziehung und der Unterstützung dieser Hilflosen. Die Gaben des Geistes hatten bei ihm die Regungen des Gemüthes nicht überwuchert. Erstere erwarben ihm die Achtung, letztere die Liebe seiner Mitmenschen. Davon zeugten die allgemeine Trauer bei der Nachricht von seinem Hinscheiden, und die große Theilnahme, die sich bei seinem Leichenbegängnisse kund that. Am 27. August wurden seine irdischen Reste zu Grabe geleitet. Die letzte Ehre erwiesen ihm die Vertreter aller Baltimorer Vereine und anderer Körperschaften, sowie Dr. Cyrus Adler, Präsident des New Yorker Jüdisch-Theologischen Seminars, und die Delegaten der verschiedenen medizinischen Gesellschaften, worunter sich der greise Dr. A. B. Arnold befand. Die üblichen jüdischen Trauergebete wurden von Dr. Henry W. Schneeberger, Rabbiner der Chizuk Emoonah-Gemeinde, und von dem Kantor Herman Glas verlesen. So wurde die sterbliche Hülle des hochgeachteten Mannes in ihre letzte Ruhestätte gebettet, und Thränen der Trauer fließen seinem Andenken. Ein rührendes Zeichen der Liebe und Dankbarkeit gaben dem Verblichenen die zwölf Knaben, Zöglinge des jüdischen Waisenhauses, welche unter Führung ihres Lehrers Freudenthal am Mittwoch Morgen vor der Beerdigung das Trauerhaus betraten und einen letzten Blick auf das Antlitz ihres Freundes und Wolthäters warfen.

Dr. Aaron Friedenwald hinterläßt eine trauernde Wittwe, geborene Bamberger, und vier Söhne, die beiden Doktoren Harry und Julius, sowie Norman und Edgar Friedenwald. Mit ihnen trauern die Angehörigen der weitverzweigten Familien Friedenwald und Wiesenfeld.

חבל על דאבדין ולא משתכחין

Cincinnati, 10. September. **S. M.**

Es scheidet kein Gerechter von dieser Welt, bevor nicht ein anderer sein Erscheinen gemacht hat (Joma 38 b).

Es steht geschrieben (Psalm 106, 3): Wohl denen, die das Gesetz beobachten, die zu allen Zeiten Wohlthätigkeit ausüben. Kann man jederzeit wolthätig sein? Ja, das sind diejenigen, welche Waisen in ihrem Hause erziehen und sie verheirathen. Ferner heißt es (Psalm 112, 9): Seine Wolthätigkeit bestehet immer. Dies wird von demjenigen gesagt, welcher Schriftsteller unterstützt, indem er ihre Werke kauft und sie zum freien Gebrauche Bibliotheken zum Geschenke macht. (Nach Ketubot 50 a.)

Bisman Korif's Notizbuch.

(S. H. S.)

Tag der Erinnerung! Tag der Sühne? Wohl dem, der alle Erinnerungen gesühnt hat, und noch größer Heil ihm, der an die Sühne noch immer sich erinnert!

Die Eintagsbuße ist wie die Eintagsfliege. Sie summt blos, aber sie thut nicht weh.

Kleine Kinder sind, mit wenigen Ausnahmen, trotzig, eitel und starrköpfig. Die großen Kinder erst recht! Und wie?!

Da habe ich's irgenwo gelesen: „Die Katzen halten nur den für eloquent, der gut „miauen" kann.

Zu jedem Rabbi im freien Westen
Da kömmt mit jedem neuen Jahr
Nebst andern fernen Briefpostgästen
Auch eine Schnorr-Epistelschaar.

Man giebt ja gern, denn es ist göttlich
Zu spenden mit der off'nen Hand....
Nur eine Bettelzunft ist unersättlich:
Die Bettlerbrut im „Heiligen Land".

Das schnorrt drauf los, so unverfroren,
Im ganzen Weltenpostverein.
Kein einzig Schaf bleibt ungeschoren,
Sei's noch so mager und so klein!

Wenn nur die saubere Bettelgilde
Sich einmal selber scheeren wollt! —
Wie viel reichere Gaben, fromm und milde,
Würden dann der „Heiligen Stadt" gezollt!

Ob die sogenannte „Höhere Bibelkritik", wenn sie erst ihre höchste Stufe erklommen hat, auch mit der höheren Frömmigkeit und Religiösität „niederkommen" wird?! —

Die Freiheit des menschlichen Willens ist eine schöne, gute Sache. Aber viel edler und herrlicher ist der Willen menschlicher Freiheit, wenn er sich in menschliche Thaten umprägt! —

Aus Bibel und Midrasch.

Klassische Texte in moderner Fassung
von S. H. Sonneschein.

„Heil dem Manne, der ein Joch von jugendauf trägt!" „Echa 3, 27).

Welches Joch? so frägt ein Weiser sich. Ich bin doch nicht zum Sklaven geboren?! Als Jude und als Bürger bin ich daran gewöhnt, bin ich dazu erzogen, mich als freien Menscheu zu betrachten. Wozu also dies Heil, das vom Unterthanenverstand herrühren mag?

Nur nicht gar so stolz thun mit deiner Erdenweisheit! Ein Joch trägst du ja doch, ob du es zugiebst oder nicht. Es ist das Joch der Erdenlast, der Erdenpflicht, des Erdenzolls. Ein hinfällig Wesen bist du, ein an den Pflug der Erdenarbeit gespannter Söldling des Lebens bleibst du so lange, bis dein letztes Stündlein schlägt. In das Joch bist du geschmiedet mit eiserner Knechtschaft, ob es dir behagt oder nicht.

Nur dann, wenn du dazu von frühester Jugend an erzogen und gewöhnt worden bist — nur dann ist dieses Joch dir leicht und erträglich.

Und diese Erträglichkeit, diese zur beseligenden Tugend herangewachsene Geduld, ist das Heil, von dem hier auf Erden unter den wahrhaft Weisen die Rede ist. Lernet also tragen und arbeiten, so lange euch die Jugend blühet und der Ehrgeiz glühet! —

„Wenn du ein Ignorant bist, was hast du von all deinem Reichthum, und wenn du wahre Bildung besitzest, was ficht dich der Mangel an?" (Tanchuma Vajikra 1).

Diese unwissenden Geldprotzen blähen sich auf wie die Kröten und leben doch nur im Sumpf! Diese armen, brodlosen Gelehrten! sie darben und leiden Mangel, und tauschen doch mit keinem Millionär!

„Gerechtigkeit und Rechtspruch sind die Stütze deines Thrones, Liebe und Treue sind die Herolde deiner Gegenwart!" (Psalm 89, 15).

Ohne Menschenliebe und Menschentreue giebt es keine göttliche Gerechtigkeit und kein himmlisches Rechtsurtheil. Der Haß der Menschen und ihre Falschheit sind doch wahrlich nicht dazu geeignet, um ein ander Urtheil, ein ander Gottesurtheil zu verdienen, als die allergründlichste Verurtheilung und Verdammung.

Wer Haß säet, kann doch nicht darauf Anspruch machen, daß er Liebe ernte. Wer Unrecht und Gewalt übt, und dann noch obendrein Heil und Segen als Lohn verlangt, ist, gelinde gesagt, ein dummer Teufel. Und der Teufel ist dumm! —

Die Amerikanisch-jüdische Orthodoxie.

Die Frommen im Lande haben ihren Ritter gefunden. Aber er ist auch danach. Der richtige Don Quixote.

Auf seine Arroganz gehe ich nicht ein! Es ist mir gelungen, einen der Füchse aus dem Bau herauszuschwefeln, und ich bin nur in einem Punkte etwas enttäuscht. Genau besehen, ist es mehr „Schwanz“ wie Fuchs. Nun, so ein Veteran, mit „einer resultatlosen Karriere hinter sich,“ wie unsereins, darf nicht sehr wählerisch sein.

So will ich denn daran gehen, die so armselige Verlogenheit des Ritters von der traurigen Gestalt aufzudecken, um ihn in seine Unterschluft wieder zurückzujagen.

Wohlgemerkt! Ich griff nur jene Spielart einer künstlich gezüchteten Orthodoxie an, welche, baar allen richtigen Verständnisses für die Hauptaufgabe unserer religiösen Renaissance, blos im Nasenrümpfen und Verdammen großthut. Bei ihnen ist die Frömmigkeit blos die Bundesgenossin der Indolenz, und der Fanatismus nur das Produkt von Wahn und Frechheit. Da ist doch die echte, ehrliche Orthodoxie, welche im Ghetto blieb, welche kein „Schaatnes“ trägt, und die schwierigste Gemara vom Blatte liest, bei Weitem zugänglicher, wenn und wo es gilt, vom finstern Schulchan Aruch an die Lichtseiten des Talmud zu appelliren. Im Talmud finden sich noch die „Divre Elohim Chajim“.

Unser Ritter von der traurigen Gestalt legt die Lanze für seine Dulcinea ein, ohne zu ahnen, wie morsch und faul seine Waffen sind. Ohne mein Joreh Deah Zitat auch nur anzusehen, reitet er seine Rosinante zu Schanden. Armer Maulesel!

Hier ist der incriminirte Paragraph in getreuer Uebersetzung (Joreh Deah 179, 14): „Einen Sterbenskranken zu beschwören, daß er nach seinem Hinscheiden wiederkehre, um dem Frager Rede und Antwort zu stehen, ist erlaubt. Manche Dezisoren gestatten sogar eine förmliche Todtenbeschwörung, wenn nur dieselbe nicht an den Leichnam, sondern blos an den Geist gerichtet ist.“ — Um die ganze Versumpftheit dieses Paragraphen zu erkennen, bedarf es blos des Hinweises auf den klaren Wortlaut von Deuteronomium 18, 11, und der haarsträubende Widerspruch zum mosaischen Verbot tritt sofort zu Tage. Und einen Codex, welcher dergestalt dem krassesten, unjüdischen Aberglauben Thür und Thor öffnet, den nennt unser Cincinnati-Don Quixote einen über jeden Angriff erhabenen Quell der Religiösität! — Wer lacht da — nicht!?

Unser Ritter von der traurigen Gestalt behauptet, im Schulchan Aruch fände sich nicht eine Spur von Ehrabschneiderei (auch soll das ein Kompliment für mich sein). Nun, lasset uns sehen. Im Joreh Deah 334, 45 steht Folgendes: „Um Jemanden in Acht und Bann zu thun (das heißt doch sicherlich Ehrabschneiderei), das bleibt dem Ermessen des Tribunals überlassen, und kann auch ohne irgend welche Zeugenschaft von Belang geschehen. Zur Bezichtigung ist selbst Weiberklatsch und Kindergeschwätz vollständig — hinreichend.“

Nicht wahr?! Dieser Paragraph ist eine ethische Perle vom reinsten Wasser! Dieser Paragraph ist die strammste Erfüllung des mosaischen Gesetzes. Steht es doch ausdrücklich geschrieben (Deuteronomium 19, 15): „Nur auf die erwiesene Zeugenschaft zweier oder dreier unbescholtener Personen hin kann ein giltig Urtheil gefällt werden!“ Aber was gilt der verknöcherten Orthodoxie, was gilt den Ketzerriechern die Ethik, wo es sich um ein frommes Anathema handelt? —

Es wird übrigens durchaus nicht schaden, wenn ich hier aus den Dutzenden ähnlicher, gar köstlicher Indizien noch eins zitire, welches selbst dem härtesten Schädel und verbohrtesten Hirn einleuchten muß.

Unbestritten steht die Thatsache da, daß im klassischen Judenthum zur Zeit der urchristlichen Aera, wo die Ethik aller Tannaim und Amoraim und der klassischen Gaonim noch nicht getrübt war vom pandämonischen Blödsinn casuistischer Finsterlinge, der Adel des jüdischen Weibes dem des Mannes auf allen Gebieten der moralischen Werthschätzung und religiösen Lebensführung ebenbürtig galt. Doch dem Schulchan Aruch, dem Codex der hybriden saphardisch-deutschen Orthodoxie (allerdings nur in der buchstabengläubigen Theorie) ist das Weib eine Inferiorität ganz und gar minderwerthiger Schätzung. Selbst dort, wo die Pietät am maßgebendsten sein sollte, dort, wo die heiligen Schauer und der ehrfurchtsvolle Anblick des Todes uns alle, Mann, Weib und Kind, in dieselbe Kategorie stellen, selbst dort wird vom misverstandenen Talmud und seinem verballhornten Schulchan Aruch eine frauenschändende, allerdings unbewußte Dummheit begangen. Man lese und staune!

Im Joreh Deah 354, 45 (zufolge einer maßlosen Verirrung im Auffassen eines der herrlichsten Frauenlobzolls in Mischnah und Gemara), da steht folgende Gemeinheit: „Eine öffentliche Aufbahrung von Frauenleichen ist unter keinen Umständen zulässig!“ Dieses brutale Dictum begründet der Eine mit der drastischen Erklärung: „Es stehe unter der Würde eines gelehrten Juden, sich an der letzten Ehrung einer jüdischen Frau zu betheiligen.“ Ein Zweiter von diesen Schulchan Aruch-Bonzen geht noch weiter, und erklärt ganz rund heraus: „Der weibliche Leichnam sei einfach — salva venia — ein Ekel!“

Man kann des ganzen casuistischen Krams der jüngsten drei Jahrhunderte entrathen, und dennoch ein treuer, wenn auch kein übertrieben penibler Jude sein. Und ich wiederhole es hier mit noch stärkerem Nachdruck: Der Schulchan Aruch bedarf dringlichst der gründlichen Revision! Er wartet schon lange auf diese Desinfection! — Mit dem Ritter von der traurigen Gestalt lasse ich mich weiter nicht ein.

S. H. Sonneschein.

Eine Römerin fragte den Rabbi Simon ben Chalafta: In wie viel Tagen hat Gott die Welt erschaffen? In sechs Tagen, antwortete der Rabbi, denn so bezeugt es die heilige Schrift im 2. B. Moses 20, 11. Was thut denn Gott seit jener Zeit? fuhr jene fort. Darauf R. Simon: Gott macht Leitern, auf welchen er den einen aufsteigen, den andern herunterkommen lässt; denn so heißt es (Psalm 75. 8): Denn Gott richtet: den einen erniedrigt er, den andern erhöht er (Bamidbar Rabba 22, 8).

Der Hausirer vor den Gerichtsschranken.

In der guten alten Zeit, es war im Jahre 1840, wurde in Mainz ein Dieb mit seinem Pack gestohlener Sachen vor Gericht gebracht. Um die Größe des Diebstahls zu ermessen und demzufolge die Strafe des Delinquenten zu bestimmen, mußte der Werth des Gestohlenen, in alten Kleidungsstücken, Strümpfen, Schuhen, Tüchern und dergleichen bestehend, genau taxirt werden. Das war nun eine schwere Sache, denn kein Experte war unter den Gerichtspersonen. Der Gerichtsdiener wurde beauftragt, einen solchen in der Stadt aufzutreiben und unverzüglich in den Gerichtssaal zu bringen. Ein glücklicher Zufall wollte es, daß ihm alsbald der wohlbekannte Hausirer Nathan in die Quere lief, und er forderte denselben auf, ihm vor die hohe Obrigkeit zu folgen. Zittern und Angst befielen den schlichten Mann, der noch nie vor den Schranken des Gerichts gestanden. Obgleich er sich keines Fehls bewußt, denn schlecht und recht betrieb er stets sein bescheidenes Geschäft, hatte doch die Furcht alle seine Glieder gelähmt, und mit Schrecken stellte er sich die Folgen dieser Aufforderung dar. Mit niedergeschlagenem Antlitze erschien er vor dem gestrengen Richter, und mit pochendem Herzen beantwortete er dessen Fragen.

„Wie heißen Sie?“	„Wie ich heiße? Mein Name ist Nathan ben Mosche.“
„Wann sind Sie geboren?“	„Am Rosch Chodesch.“ [1]
„Ich meine, in welchem Jahre?“	„Ach, Herr Richter, das hen ich selbst noch nit gefregt.“
„Was wissen Sie von dem Angeklagten:“	„Was soll ich wisse? Er ist a Goi [2], ich bin e Jidd.“ [3]
„Was ist diese Waare werth?“	„Es kummt druff an, wie theier er sie gekaaft hot.“
„Ich meine, was würden Sie für diese Waare fordern?“	„Es kummt druff an, wer der Kone [4] is.“
„Sagen Sie mir, was würden Sie für die Waare geben?“	„Ich, Herr hoher Richter? Chaß weschollom, [5] daß ich so ebbes kaafe. Welle Sie mer efscher [6] einsperre? Ich bin a ehrlicher Jidd, ich hen mich mit Genevos [7] nie abgegewe.“

Alle Versuche des Richters, den Werth der Sachen zu erfahren, prallten an dem schlichten Sinn des Hausirers ab und so mußte dieser entlassen werden, ohne daß er von seiner Waarenkunde Zeugniß abgelegt hätte. Er dankte Gott für die glückliche Errettung, und wenn er in der Folge einen uniformirten Gerichtsdiener schon von ferne bemerkte, wich er demselben mit ängstlicher Scheu aus.

1) Neumondstage. 2) Christ. 3) Jude. 4) Käufer. 5) Gott behüte. 6) vielleicht. 7) gestohlene Sachen.

Unlösbare Fesseln.

Eine Erzählung von Gotthard Deutsch.

(Fortsetzung.)

„Du hast ohne Zweifel von Mister Greentwig erfahren, wie es mit meiner Stellung steht, denn er hat Dir ja bereits im vorigen Jahre mitgetheilt, daß ich die Wohlthaten, die er und seinesgleichen mir erwiesen, oder, richtiger gesagt, an mir verübt haben, nicht zu würdigen verstand. Ich hätte ein volles Recht zu sagen, daß ich eine Wiederwahl ablehnte, aber ich begebe mich dieses Rechtes und gestehe, daß meine Stellung auf die Dauer doch nicht haltbar gewesen wäre. Ich wollte hinaus, hinaus nicht nur aus dieser Stellung, nicht nur aus dem rabbinischen Amte, sondern ganz und gar aus dem Judenthum. Verstehe mich recht! Auf der betretenen Straße, die aus der Synagoge in die Kirche führt, wäre ich nicht zu finden gewesen; ich wollte an der Verwirklichung des prophetischen Ideals arbeiten, welches alle Völker einlädt, sich mit dem Volke des Gottes Abrahams zu vereinigen. Der Zufall wollte, daß mich ein bekannter Zeitungsredakteur aufforderte, über die Ausgrabungen in Mesopotamien einen Artikel zu schreiben. Ich that es zu seiner Zufriedenheit und so kam ich in die Journalistik. Mit einem Freibillet nach Europa und einer Einladung, im Buon Retiro in Heinrichsbad mich, so lange es mir gefalle, aufzuhalten, bin ich hiehergekommen. Es gefällt mir schon lange nicht mehr, aber ich halte mich noch auf, weil ich nichts Anderes anzufangen weiß. Mein literarischer Eifer ist erlahmt; ich habe mich schneller ausgeschrieben, als ich voraussetzen konnte. Meine Aversion gegen die Theologie ist schwächer geworden. Daran ist Dein Schicksal schuld. Ich fühle, wie ich Dir sagte, daß wir gefesselt sind. Der Kapitän, das hat schon Heine sehr richtig auf unser Verhältnis angewendet, muß als Letzter das Schiff verlassen. Ich möchte zurück, aber es geht nicht, denn ich bin — das will ich Dir, dem Freunde, beichten — aus meinem Haushalte geflohen. Ich wollte in die Welt, denn ich konnte es zuhause nicht mehr ertragen."

Pulsnitz hielt inne, legte die Feder beiseite und schaute träumerisch in den leeren Saal. Er nahm dann eine vor ihm liegende Zeitung in die Hand, blätterte zerstreut darin, legte sie wieder nieder und schritt, einzelne Worte vor sich hin murmelnd, mit großen Schritten den Saal auf und ab. Dann ließ er sich wieder in den Stuhl fallen und überflog hastig die beschriebenen Briefbogen. „Es geht nicht weiter," flüsterte er vor sich hin. Dann warf er rasch noch einige Zeilen auf's Papier, faltete es zusammen und legte es in ein Kouvert, das er hastig verschloß. Nachdem er es adressiert hatte, klingelte er dem Kellner, dem er den Brief zur Bestellung übergab. Hierauf blickte er wieder wie unschlüssig in das Weite. Achtlos sah er die vereinzelten Spaziergänger an dem Fenster vorüberziehen und mechanisch erwiderte er den Gruß, den der Eine oder Andere ihm zuwinkte. Plötzlich fielen seine Blicke auf eine junge Frau, die ein dreijähriges Mädchen an der Hand führte. Sie mußte ein Neu-Ankömmling sein, denn er war sicher, sie noch nicht im Bade gesehen

zu haben, obwohl ihre Gestalt ihm doch wieder sehr bekannt vorkam. Da richtete sie ihr Gesicht zu ihm empor und fuhr plötzlich wie erschreckt zusammen. Offenbar, um ihre Verlegenheit zu verbergen, machte sie sich an dem Hütchen der Kleinen zu schaffen, rückte es ihr ins Gesicht und band die Bänder fester. Einen Augenblick blieb Pulsnitz unschlüssig sitzen, dann sprang er auf, setzte seinen Hut auf den Kopf und eilte hinaus.

„Mirjam!“ rief er athemlos, als er sie erreicht hatte, „welche Ueberraschung, Sie hier zu sehen! Ich danke meinem Schicksale, daß ich länger, als ich es gewollt hätte, hier geblieben bin. Hätte ich meinem Ueberdrusse an dieser sogenannten Waldeseinsamkeit nachgegeben, so wäre ich am Ende über den Ozean zurückgegangen, ohne das Schönste, was Europa birgt, ich meine natürlich Ihr Töchterchen, gesehen zu haben.“

Dabei faßte er die Kleine am Kinn, die sich scheu an ihre Mutter schmiegte und ihr Gesichtchen in deren Rockfalten verbarg. Einem anderen Versuche, ihr Händchen zu erfassen, wich sie aus, indem sie mit beiden Händen die Hand der Mutter ergriff.

„Fast sieht es aus, als ob ich Mutter und Tochter gleich unwillkommen wäre,“ fuhr Pulsnitz fort, ehe noch die Angeredete Zeit hatte, seine Begrüßung zu erwidern.

„Im Gegentheile, Herr Doktor,“ begann nun die junge Frau, „ich freue mich sehr, Sie zu sehen. Allerdings, wenn es Ihnen gar so sehr darum zu thun gewesen wäre, meine Tochter kennen zu lernen,“ fügte sie lächelnd hinzu, „hätten Sie wohl unsere Adresse in Bernstadt erfahren können.“

„In Bernstadt war ich nicht,“ erwiderte Pulsnitz ernst, „und wenn ich Ihnen den Grund dafür angeben soll, so war es, weil ich Ihren Vater, den treuesten Freund, den ich je besaß, den wackersten, selbstlosesten Menschen, den ich je kennen gelernt hatte, nicht mehr unter den Lebenden getroffen hätte.“

„Ich wußte nicht, daß Ihnen sein Tod so nahe ging, Herr Doktor,“ sagte die junge Frau, während ihre Augen feucht wurden. „Um es Ihnen zu gestehen, ich hatte um seinetwillen und auch um Ihretwillen nach seinem Tode auf ein Wort der Theilnahme von Ihnen gerechnet.“

„Meine Vertheidigung läge darin, daß ich Sie als Frau Böhm anspreche, wie Sie mir Herr Doktor sagen,“ erwiderte Pulsnitz mit demselben tiefen Ernste. „Wenn es je einen Menschen gab, dem ich mit ganzem Herzen zugethan war, dem gegenüber jede Förmlichkeit mir als Heuchelei, jede konventionelle Höflichkeit mir als Entweihung erschien, so war es Ihr Vater. Sollte ich nun ein Beileidsschreiben mit „Sehr geehrte Frau!“ beginnen? Sollte ich Ihnen am Schlusse noch einmal meine aufrichtige Theilnahme an dem schweren Schlage, der Sie betroffen, aussprechen und damit die Hoffnung verbinden, daß die Alles heilende Zeit den Balsam des Trostes in Ihre Herzenswunde träufeln werde? Das wäre mir als Blasphemie erschienen. Sollte ich Sie als „liebe Mirjam“ anreden? Das ging nun auch nicht. Sie wissen es selbst und haben es sich gewissermaßen indirekt durch die Art, mit der Sie meinen Gruß erwiderten, verbeten. So hat die Verlegenheit mich zum Schweigen verurtheilt, aber ich bildete mir ein, Sie würden wissen, daß ich nicht aus Mangel an Theilnahme geschwiegen habe; ich bildete mir ein,

Sie würden nicht so niedrig von mir denken, daß ich je vergessen könnte, was ich Ihrem Vater schulde; ich glaubte," fügte er stockend hinzu, „daß Sie wenigstens ahnen würden, warum ich vorher nicht geschrieben hatte."

„Ich weiß nur," war die Antwort, „daß Ihr Schweigen meinen armen Vater schwer kränkte, so schwer, daß er nur ungern davon sprach. Er sprach eigentlich nur einmal ausdrücklich darüber, und das war nach meiner Verlobung. Damals sagte er, in seiner langen Erfahrung als Lehrer sei ihm Ihre völlige Entfremdung die schmerzlichste Enttäuschung gewesen, die er erlebt hätte."

„Statt jeder Entschuldigung brauche ich Ihnen nur die Geschichte meiner ersten drei Jahre in Amerika zu erzählen," erwiderte Pulsnitz. „Wenn Sie diese kennen werden, werden Sie begreifen, daß ich nicht in der Stimmung war, meine europäischen Freunde an mich zu erinnern. Doch wir ermüden die Kleine, die sich für mich nicht sehr zu interessiren scheint."

„Um die Kleine müssen Sie keinen Kummer haben," war die Antwort. „Die versteht die große Kunst, sich mit sich selbst und ihrer Puppe zu unterhalten. Setz' Dich auf diese Bank, Doris," sagte sie, zu ihrem Töchterchen gewendet, „und sieh' zu, daß Deine Liesel schläft. Ich setze mich auf die nächste Bank mit dem Herrn."

Die Kleine gehorchte und die Beiden nahmen auf der nächsten Bank ihre Plätze ein.

„Ich muß ein klein wenig weiter ausholen," begann Pulsnitz. „Sie wissen, daß ich, um die Noth des Studentenlebens los zu werden, mich auf drei Jahre als Hofmeister verpflichtet hatte. Ich war als Theologe engagiert worden, und man erwartete von mir, daß ich die beiden jungen Herrn zu guten Juden erziehen sollte, wie die Phrase lautet. Der pietistische Ton des Hauses und das ewige Schnüffeln, ob ich nicht das eine oder das andere Religionsgesetz heimlich übertrete, waren mir in der Seele zuwider, besonders da ich in jeder anderen Beziehung als ein Dienstbote behandelt wurde und die verwöhnten Rangen mich gar nicht als ein Vorbild, zu dem man aufschaut, betrachten lernten. Der wesentlichste Vortheil meiner Stellung war der, daß ich die Mittel erwarb, um mein Examen zu machen. Die dreijährige Sklaverei erweckte in mir den Drang nach Freiheit und die Lust, in die Weite zu gehen. Ich hoffte, mit meinen Ersparnissen mich so lange in Amerika erhalten zu können, bis ich eine entsprechende Stellung gefunden haben würde. Im Anfange war mir das Glück hold. Ich kam im Spätsommer an und wurde bald von einer kleinen Synagoge, die sich hier für die Feiertage einen großen Saal gemiethet hatte, als Prediger engagirt. Die Einnahme an den Feiertagen half der Gemeinde immer einen großen Theil ihres Jahresbedürfnisses zu bestreiten, und der Vorsteher, der ein spekulativer Kopf war, ließ mich in den Zeitungen als einen modernen Bossuet ausposaunen. Das Geschäft war ein glänzendes, und ich wurde sehr anständig honorirt. Der Triumph war aber ein sehr vorübergehender. Nach den Feiertagen bedauerte die Gemeinde, daß sie nicht in der Lage sei, mich ständig zu engagiren, denn sie hätte sonst keine bessere Wahl treffen können. Ich hoffte, anderswo unterzukommen; es wollte nicht gehen. Ich begann, nach Privatunterricht

auszuschauen, aber in der großen Stadt mit den ungeheuren Entfernungen und bei meiner sehr geringen Bekanntschaft wollte auch das nicht glücken. Ich erhielt fünfzig Cents für die Stunde, wovon noch zehn Cents für die Straßenbahnfahrt abgingen, und brauchte oft drei Stunden, um eine Unterrichtsstunde zu geben. Am Schlusse der Woche erübrigte mir kaum so viel, um die Miethe für meine Stube zu bezahlen. Ich ging zunächst in ein billiges Massenhotel und wollte es mit der Schriftstellerei versuchen. Mehreren Zeitungen bot ich meine Dienste an, überall bedauerte man, ablehnen zu müssen, nur ein Redakteur rieth mir, Berichte über jüdische Angelegenheiten zu liefern, die man nach Wortezahl honorieren würde. Ich stürzte mich mit Feuereifer in das Geschäft, ja ich hätte versucht, Musikreferate zu schreiben, obwohl ich in Musik völliger Laie bin, denn meine Barschaft ging rasch auf die Neige. Im Anfange ging es so ziemlich. Da gab es etwas über Chanukka zu schreiben, da feierte ein Tempel sein fünfzigjähriges Jubiläum, da gab es wieder ein Bankett eines Wohlthätigkeitsvereins, oder ein Maggid war aus Polen gekommen, der außerordentlich Furore machte; kurz, ich hatte, wie der Redakteur selbst sagte, einen guten Anfang gemacht. So gab ich denn wohlgemuth meine Unterrichtsstunden auf, die ohnehin mich nicht ernähren konnten, um mich ganz der Journalistik zu widmen. Kaum hatte ich das gethan, als es wieder schief zu gehen anfing. Hätte ich das Geschäft verstanden, meine Berichte vorher nach dem Programm der Feierlichkeit zu verfassen oder sie von einem Vereinsmitgliede verfassen zu lassen, dann hätte mein Verdienst ausgereicht, aber ich war zu wenig amerikanisirt. Was ich nicht selbst gesehen und gehört hatte, darüber konnte ich nichts schreiben, und diese ehrliche Gründlichkeit reduzierte begreiflicherweise das Quantum des Gelieferten ganz bedeutend. Schließlich wurde ich des trockenen Tones der Berichte auch bald satt und versuchte ihnen durch Einleitung und eingestreute Bemerkungen eine gewisse Würze zu geben, und das wurde mein Verhängnis. Eine Frau Hendle hatte ein Heim für Kinder von Arbeiterinnen gegründet, und dasselbe trotz mächtiger Opposition zu einer gewissen Blüthe gebracht. Ich sollte einen Bericht über die Einweihung eines neuen Hauses für dieses Institut schreiben, und da ich diese Frau Hendle, die mich benützen wollte, um für ihre hingebungsvolle Wohlthätigkeit Reklame zu machen, nicht ausstehen konnte, und ganz besonders, weil sie kurz zuvor eine brave Vorsteherin, eine von ihrem Manne verlassene Frau, die sich mit einem Kinde redlich ernährte, entlassen hatte, wollte ich ihr einen Streich spielen. Ich begann denn meinen Bericht mit einem Lobe auf die Idee, den armen Müttern, die als Waschfrauen oder als Hausiererinnen um den Taglohn arbeiten und sich ihren Kindern nicht widmen können, diese schwere Last abzunehmen. Daran schloß ich den Ausdruck des Bedauerns, daß sich die niedrigste Eitelkeit dieser Ideen bemächtigt, um sich vor der Welt als Wohlthäterin auszuspielen. So sei erst kürzlich die verdiente Vorsteherin entlassen worden, die das Institut auf seine jetzige Höhe gebracht hatte, weil sie im Interesse der Sache sich den eigensinnigen und zwecklosen Forderungen einer gerne Befehlerles spielenden Vorstandsdame nicht fügen wollte und konnte. Da diese Vorsteherin selbst Ernährerin eines Kindes sei, zeige sich das Heuchlerische dieser Wohlthätigkeitskrämerei am

deutlichsten. In der Beschreibung der Feier verbrach ich den allerdings sehr bösen Kalauer, daß das Hendle so wohl zu gackern verstehe, daß ohne weitere Anstrengung ihrerseits Andere die goldenen Eier legen. Ueberdies gab ich noch ein Spezimen der von der Frau Präsidentin gehaltenen Festrede, indem ich sagte: Frau Hendle, die verdienstvolle Präsidentin des Asyls für die Kinder jüdischer Arbeiterinnen, begann ihre Rede mit einigen Worten in englischer Sprache, in denen sie sich entschuldigte, daß sie dieser Sprache nicht hinreichend mächtig sei, um darin vor einer solchen Versammlung sich hören zu lassen, und fuhr dann in ihrer Muttersprache fort: „Die Lädies und Tschentelmen werden mich exkjuhse, wenn ich in Deutsch talke thu', wo ich meine Meinung besser expresse kann.“ So ging die Sache fort, und ich schloß dann, daß reicher Beifall die Auseinandersetzungen der eloquenten Rednerin lohnte. Dieser Bericht war ein Griff in ein Hornissennest. Der ganze Vorstand war auf's Höchste entrüstet. Eine der Damen, die Frau eines angesehenen Advokaten und Politikers, der die Stelle eines Richters am Appellationsgerichte bekleidete und zugleich dem Verwaltungsrathe der Zeitung angehörte, rief ihren Gatten zu Hilfe. Der Gatte machte dem Herausgeber eine Szene, indem er ihm vorstellte, daß die ganze Judenheit tief beleidigt sei und mit einem Blatte, das sie in so offenbar antisemitischer Absicht verspotte, jede Verbindung abbrechen werde. Der Lokalredakteur wurde geholt und erhielt jedenfalls eine scharfe Rüge. Am nächsten Morgen stand in der Zeitung zu lesen, daß der Bericht über die Einweihung des Asyls für die Kinder jüdischer Arbeiterinnen von einem erst kürzlich angestellten Reporter einem Setzerlehrlinge unter der falschen Angabe, daß der Redakteur ihn bereits approbiert habe, übergeben und so in die Druckerei gebracht worden sei Sowohl der Lehrling als der Reporter seien augenblicklich entlassen worden, und die Zeitung spreche der hochgeachteten Verwaltung der trefflichen Anstalt ihr Bedauern über diesen Vorfall aus. So war denn meine journalistische Karriere zu einem raschen Abschluß gekommen. Ich befand mich in einer äußerst prekären Lage, denn meine Barschaft war sehr zusammengeschmolzen, und die Nothlage meiner Knabenzeit hatte mich wenigstens das eine gelehrt, keine Schulden zu machen. So ging ich denn zu einem Kollegen, dem Rabbiner einer angesehenen Gemeinde, und bat ihn um Rath. Er bedauerte, augenblicklich nichts für mich thun zu können und versprach, bei der nächsten Gelegenheit sich meiner erinnern zu wollen, doch könne er mir nicht zu viel Hoffnung machen, da im Allgemeinen die Aussichten für Nicht-Eingeborene keine günstigen seien. Als Freund wolle er mir rathen, nach Europa zurückzukehren, und wolle mir von einer Wohlthätigkeitsgesellschaft die Kosten der Ueberfahrt verschaffen. Ich dankte sehr energisch und wollte mich verabschieden. Das imponierte dem ehrwürdigen Herrn und er offerierte mir aus seinem Eigenen ein Darlehen von zehn Dollars. Ich dankte auch dafür und sagte, ich würde jede Beschäftigung übernehmen, die mir soviel einbrächte, um meine bescheidenen Bedürfnisse zu decken. Ich könnte mich von fünfzig Cents per Tag erhalten und wollte Alles thun, womit ich mir diese Summe verdienen könnte.“

Pulsnitz unterbrach sich mit einem Seufzer und sagte: „Wozu Sie mit all diesen Einzelheiten langweilen? Ich habe alle Leiden des Einwandererlebens

durchgekostet, und Sie werden es einigermaßen begreiflich finden, daß ich nicht in der Stimmung war, sie meinem Wohlthäter und Erzieher auseinanderzusetzen. Sie werden mir auch verzeihen, wenn ich Ihnen sage, daß ich bei aller Anerkennung der Güte Ihres trefflichen Vaters ihm grollte, daß er mich zum Studium statt zur körperlichen Arbeit angehalten hatte. Wäre ich im Stande gewesen, mit der Spitzhacke zu arbeiten, dann wäre ich aller Sorgen enthoben gewesen. So war ich trauriger daran, als ein Bettler. Nun wollen wir auf die Kleine Rücksicht nehmen, die sich zu langweilen scheint und für die es doch zu kühl werden dürfte, wenn sie noch länger im Freien bleibt."

Die Mutter erhob sich bei diesen Worten rasch, nahm ein wollenes Tuch aus ihrem Handkörbchen, legte es der Kleinen sorgfältig um die Schultern, that die Puppe in das Körbchen und sagte: „Komm, Doris, die Liesel soll jetzt in der Tasche schlafen und Du wirst Deine Milch trinken und recht artig Deine Tropfen nehmen, nicht wahr?" „Sie begleiten uns wohl in den Kursaal, lieber Max," fügte sie, zu Pulsnitz gewendet, hinzu, „denn Ihre Geschichte muß ich durchaus zu Ende hören. Ich müßte es schon, von allem persönlichen Interesse abgesehen, um meines Vaters willen, der noch wenige Wochen vor seinem Tode, als ich von meiner Hochzeitsreise zurückkehrte, mich fragte, ob Sie an mich geschrieben hätten, und als ich es verneinte, mit einem Schmerze, der mir tief in die Seele schnitt, hinzufügte: Von Max hätte ich das am allerwenigsten erwartet."

Mirjam, welche, während sie diese Worte sprach, nur mit Mühe ihre Fassung behauptete, fuhr mit ihrem Taschentuche mehrere Male über die Augen, was Max tief gerührt ansah, obwohl sie durch Liebkosungen ihres Kindes sich von ihm abwendete. Die Kleine, welche ihre Mutter weinen sah, schlang ihre Aermchen um deren Hals und rief, deren Aufregung misdeutend: „Sei wieder gut, Mama. Ich werde schon Medizin nehmen. Bitte, sei wieder gut!"

Pulsnitz mußte selbst ein Schluchzen unterdrücken, als er, um das Gespräch auf etwas Anderes zu lenken, fragte: „Was fehlt denn der Kleinen?"

„Sie war im Frühjahr schwer am Scharlach erkrankt," war die Antwort, „und es begannen sich an ihr Symptome von Rachitis zu zeigen, deshalb rieth der Arzt, sie nach einem Jodbad zu bringen. Von dort sind wir hieher zur Nachkur geschickt worden, damit die Kleine die harzige Luft der Nadelwälder genieße, so lange die Witterung es erlaubt. Auch muß sie zur Verbesserung ihres Blutes Milch und Sauerbrunnen trinken. Nun, ich muß Gott danken, daß ich es soweit mit ihr gebracht habe, und ertrage schon deswegen gerne die Trennung von meinem Manne und meinem Heim. Sie müssen ja am besten wissen, was das bedeutet, so lange von seiner Familie getrennt zu sein."

Max antwortete mit einem einsilbigen „jawohl!" und schritt dann schweigsam neben seiner Jugendfreundin auf den Kursaal zu. Dort angelangt, sah er ebenfalls schweigsam zu, wie seine Begleiterin Milch und Mineralwasser mischte und einige Tropfen aus einem Medizinfläschchen in die Mischung goß, und ihrem Töchterchen das Glas mit bittender Geberde unter die Lippen hielt. „Nun recht artig, mein Schätzchen, Du hast es Mama versprochen," sagte sie, und die Kleine leerte das Glas nach kurzem Zögern.

„Darf ich die kleine Doris zum Lohne für ihre Artigkeit mit einer Schale Eis bewirthen?“ fragte Pulsnitz.

„Ich danke im Namen meiner Tochter für ihre Freundlichkeit,“ antwortete die Mutter. „Sie ist unter strengen Diätvorschriften, aber mir schulden Sie den Rest Ihrer Geschichte.“

„Ich weiß wirklich nicht,“ begann der Angeredete, „ob Sie diese Bitte nicht bereuen werden, denn meine Geschichte ist ziemlich traurig, aber durchaus nicht romantisch. Da Sie jedoch darauf bestehen, sollen Sie sie erfahren. Ich habe dabei die Genugthuung, daß mein Verhalten gegenüber Ihrem Vater Ihnen in einem anderen Lichte erscheinen wird. Ich erzählte Ihnen, daß ich meinen geistlichen Freund bat, mir zu irgend einem Erwerbe zu verhelfen, bei dem ich das Nothwendigste für meinen Lebensunterhalt verdienen konnte. Der Herr zeigte mir darauf ein Erbauungsbuch unter dem Titel „Schild und Harnisch,“ das er kürzlich herausgegeben hatte. Ich sollte es zu dem Ladenpreise von anderthalb Dollars verkaufen und die Hälfte des Preises als Provision behalten. Dann brachte er mir den gedruckten Jahresbericht der „Allgemeinen jüdischen Wohlthätigkeitsgesellschaft,“ unterstrich im Mitgliederverzeichnisse die Namen aller ihm bekannten Mäzene, bei denen ich einen Versuch machen sollte, dann ließ er noch großmüthig ein Wachstuch und einen Tragriemen kommen, und ich war zum Hausierer ausgerüstet.“

„Mein erster Tag war sehr glücklich. Ich hatte zehn Exemplare mitgenommen und der erste Kunde, den ich aufsuchte, kaufte mir fünf davon ab, nachdem er erfahren hatte, daß ich stellungloser Lehrer sei — des Rabbiner- und Doktortitels schämte ich mich bei dieser Beschäftigung — und nachdem ich ihm mein Verwendungszeugnis von dem Hause, wo ich Hofmeister gewesen war, gezeigt hatte. Ich besuchte noch fünf andere Komptoirs, wurde überall freundlich aufgenommen und setzte überall ein Exemplar ab. Freudestrahlend eilte ich zu meinem Wohlthäter, zählte ihm das Geld auf den Tisch und erbat mir hoffnungsfroh zehn andere Exemplare, mit denen ich am nächsten Morgen meine Wanderung begann. Das Glück war mir weniger günstig. Der eine Kunde war verreist, der Andere war nicht zu sprechen, und so hatte ich nach langem Hin- und Hertraben nur vier Exemplare verkauft. Trotzdem war ich recht froh, denn ich hatte in zwei Tagen so viel verdient, daß ich bei meiner frugalen Lebensweise fast drei Wochen durchkommen konnte. Wenn es nur drei Wochen so ginge, dann konnte ich doch wieder so viel zurücklegen, daß ich mich nach einer passenden Thätigkeit umsehen konnte. Es ging aber nicht so. Ich hatte am Donnerstag mein Kolportagegeschäft begonnen, am Samstag konnte ich, ob ich nun wollte oder nicht, ein jüdisch-religiöses Werk nicht kolportiren; am Sonntag lassen sich dieselben Herrschaften, welche wollen, daß der arme Hausierer den Sabbath feiere, in ihrer Ruhe nicht stören, und am Montag trat einer der für das amerikanische Klima so typischen Witterungsumschläge ein. Ich hatte gerade bei meinem ersten Versuche wieder ein Buch verkauft und wollte meine Wanderungen fortsetzen, als ein furchtbarer Regensturm sich erhob. Ich kam durchnäßt und fröstelnd nach Hause, und Sie können sich denken, wie man in New York wohnt, wenn man fünfundzwanzig Cents für die Nacht bezahlt. Mein

Schuhwerk war ganz ruinirt, der einzige präsentable Anzug, den ich besaß, war von dem Regen arg mitgenommen worden; ich hatte den Tag verloren, mußte neue Schuhe kaufen und meinen Anzug bügeln lassen, was in meinen Ueberschuß von der vorigen Woche ein arges Loch riß. Ich verlor aber den Muth nicht und begann am nächsten Tage, obwohl ich von dem Regenwetter des vorigen Tages einen argen Schnupfen davon getragen hatte, meine Wanderungen wieder. Nach dem Regen war plötzlich eine schneidend scharfe Kälte eingetreten und ich, ohnehin erkältet, litt darunter sehr. Zudem hatte ich geglaubt, meine Bücher leichter an den Mann zu bringen, wenn ich mein Glück in Privatwohnungen statt in Komptoirs versuchte, aber das Gegentheil war der Fall. Ich mußte vor der Thüre warten, bis das Dienstmädchen öffnete, das, wenn sie meinen Pack sah, mich zumeist abwies. Wenn ich dann schon zu der gnädigen Frau vorgelassen war, wollte man mich mit einem Almosen von einem Vierteldollar abfertigen; schließlich mußte ich, um mich ein wenig zu erwärmen, in einer Wirthschaft einkehren, was auch etwas kostete, oder mein sogenanntes Hotel aufsuchen, wo ich mismuthig mich in das armselige Gesellschaftszimmer unter arme Schlemihls meinesgleichen oder unter allerlei polizeiwidrigen Gestalten begab. Schließlich passirte es mir, daß einmal eine wohlthätige Dame mir selbst die Thüre öffnete, und als ich meine Bitte vorbrachte, mir erzürnt zurief: „Wir haben erst dieses Jahr unseren Jahresbeitrag zur Wohlthätigkeitsgesellschaft erhöht, weil man uns versprochen hat, daß alle Hausbettelei aufhören wird. Gehen Sie in das Büreau der Gesellschaft!“ Damit schlug sie die Thüre heftig zu.“

„Ich fühlte mich tief gekränkt. Ich ging zu meinem Gönner, gab ihm die Bücher zurück, die ich noch hatte, bezahlte für die verkauften Exemplare und dankte ihm für seine Freundlichkeit. Ohne zu wissen, was ich jetzt beginnen sollte, kehrte ich in meine Herberge zurück, wo ich mich in einen Winkel des Parlors zurückzog. Ich war allerdings niemals so optimistisch gewesen, um mir einzubilden, daß meine Kunden aus Liebe zur Literatur oder aus Bedürfnis nach religiöser Erbauung die Bücher gekauft hätten, aber ich sagte mir, die bedeutendsten Werke werden auf dem Wege der Kolportage vertrieben, und jeder Agent tritt vor seine Kunden mit der selbstverständlichen Bitte, ihm eine Unterstützung angedeihen zu lassen: die Brutalität der letzten Dame hatte mich aber so gekränkt, daß ich mir fest vornahm, ein solches Geschäft niemals wieder zu unternehmen. Was aber sonst thun? Das war die große Frage, über deren Lösung ich mein armes Hirn zermarterte. Während ich so nachdachte, oder eigentlich die Trostlosigkeit meiner Lage mir zu Gemüthe führte, rief eine Stimme mir gegenüber: „Hallo, Landsmann, warum so traurig?“ Die Stimme gehörte einem Mann in der zweiten Hälfte der dreißiger an, der in einem Armstuhl zurückgelehnt saß, die Füße auf dem Fensterbrett liegen hatte, und wie er sprach, eine Kugel Kautabak gerade vor meine Füße hinspuckte. Seine rothe Nase, seine wässerigen Augen und sein aufgedunsenes Gesicht verriethen den Trunkenbold. Der Anblick des Mannes flößte mir einen ästhetischen Widerwillen ein, aber da ich einmal dazu verurtheilt war, von dieser Klasse von Menschen als ihresgleichen angesehen zu werden, sagte ich im gleichgiltigsten Tone: „Man hat eben seine Sorgen.“

Mein Gegenüber stand auf, legte seine Hand auf meine Schulter und sagte: „Na, Landsmann, weißt Du, wenn man ein Grünhorn ist, hat jedermann seinen Trobbel. Komm', laß' uns eins mit einander trinken, davon kriegt man Kourage.“ Ich lehnte dankend ab, aber mein neugewonnener Freund ließ nicht locker. „Weißt Du,“ sagte er, „wenn einer ein Grünhorn ist, verzeiht man ihm das, aber in dem Land ist das ein großer Insolt, wenn einer refjust, mit einem Tschentelmän zu trinken.“ Ich hatte selbst in der kurzen Zeit meines amerikanischen Aufenthaltes oft genug von Raufhändeln mit tödtlichem Ausgange in Kneipen gelesen, so daß mir diese in sehr schroffem Tone abgegebene Belehrung Angst einflößte und ich bat um Entschuldigung, indem ich darauf verwies, daß ich erkältet sei und deshalb kein Bier trinken wolle. Mein Freund wurde durch meine Entschuldigung etwas versöhnlicher gestimmt, aber ließ erst recht nicht locker. „Für ein Kalt“ sagte er, „giebt es nichts Besseres als einen hot Scotch,“ und als ich, um höflich zu sein, fragte, was das sei, belehrte er mich, daß damit gemeint sei, was man in Europa einen Grog nenne. Um der Sache ein Ende zu machen, erklärte ich mich bereit, ihn nach der Kneipe zu begleiten. Das heiße Getränk that mir wohl, und mein Begleiter wurde durch die Annahme seiner Einladung so versöhnlich gestimmt, daß er es mir verzieh, als ich eine Wiederholung der Medizin ablehnte. Er selbst repetirte die Dose zweimal und wurde dadurch noch gesprächiger. „Was hast Du für ein Bisneß?“ fragte er mich. Mir war der vertrauliche Ton des Kneipbruders sehr zuwider, aber ich wagte es nicht, mir das Duzen zu verbitten und antwortete daher immer so, daß ich die direkte Anrede vermeiden konnte. „Ich bin ein Bücheragent gewesen,“ antwortete ich so ziemlich wahrheitsgetreu, „aber augenblicklich bin ich beschäftigungslos.“ „Das trifft sich gut,“ begann mein Freund wieder, „ich brauche eine Aushilfe für meinen Ständ. Weißt Du,“ fügte er zutraulich hinzu, „früh thu' ich gerne schlafen, weil ich am Abend gerne trinken thu', da kannst Du zu meinem Ständ tenden und dann am Abend auch. Mein Ständ ist bei einem Restaurant und der Kieper von das Restaurant, der sucht einen, wo Cirkulars vertheilt vor der Thüre. Der giebt Dir dafür einen freien Lunch. Da thust Du zu meinem Ständ tenden von früh sieben bis elf Uhr, dann komm' ich und Du vertheilst die Circulars bis ein Uhr, dann nimmst Du Deinen Lunch und nachher gehst Du nach Hause bis fünf, dann kommst Du wieder und vertheilst Cirkulars zum Supper bis sieben Uhr, dann nimmst Du wieder Dein Supper und thust zu meinem Ständ tenden bis elf Uhr. Wenn die Leute von die Tiäters heimgehen, dann sperrst Du zu. Ich zahl' Dir ein' halbe Dollar den Tag. Das ist so der richtige Job für einen Grünhorn. Ich hab' jetzt auch so einen dämned Dutschmän, der stiehlt mir ein bischen zu viel. Na, Landsmann, was meinst Du?“

„Mir war es recht lieb, auf diese Weise der Konversation ein Ende machen zu können, indem ich sagte, ich wolle mich jetzt zu Bette legen, um durch Schweiß meine Erkältung los zu werden und wolle die Sache bis zum nächsten Morgen überdenken. „All recht!“ sagte mein Gönner. „Ein viertel zu sieben werd' ich Dich im Parlor expekte. Sei schur da.“

„In meinem Bette überlegte ich die Sache. Im Hotel mußte jeden Morgen bezahlt werden. Wer das nicht konnte, wurde unnachsichtig an die Luft gesetzt. Bei der größten Oekonomie im Essen konnte meine Barschaft nur für drei bis vier Tage reichen. Fand ich bis dahin nichts Anderes, so blieb mir nichts übrig als ein Appell an das Wohlthätigkeitsbureau, und das war ich entschlossen, um jeden Preis zu vermeiden. Vielleicht war diese Begegnung ein Wink der Vorsehung, die mich vor der tiefsten Erniedrigung bewahren wollte. Ich schlief mit dem Vorsatze ein, den Vorschlag anzunehmen und war schon eine halbe Stunde vor der angesetzten Zeit zur Stelle. Der Mann, der meine Dienste engagirt hatte, besaß einen Stand vor einem sehr frequentierten Restaurant, wo er Schuhwichse, Schuhschnüre und ähnliche Artikel verkaufte. Zunächst war ich Zeuge einer höchst widerlichen Szene, die sich zwischen meinem nunmehrigen Chef und meinem Vorgänger im Amte abspielte. Der Letztere, auch ein Kneipbruder, wollte den Posten nicht verlassen und es kam zu einem Wortwechsel, der sich in den gemeinsten Ausdrücken bewegte und schließlich in Thätlichkeiten auszuarten drohte, als rechtzeitig ein Polizist dem Streite ein Ende machte, indem er den lärmenden Kommis unter Androhung sofortiger Verhaftung vom Platze wies."

„Ich fühlte, daß ich auf der untersten Stufenleiter der Gesellschaft angelangt war, aber was wollte ich thun? Einerseits fürchtete ich die Roheit meines Arbeitsgebers und anderseits wußte ich nicht, was ich anfangen sollte, wenn ich dieses Angebot zurückwies. So lernte ich denn mein Geschäft. Es war einfach genug. Ich hatte mir etwa ein Dutzend Artikel und deren Preise zu merken, Schuhwichse, Ledersalbe für helle und für Lackschuhe, eine flüssige Tinctur, Schuhbänder in verschiedenen Größen und Farben und dergleichen. Dann war noch ein Kundenfang zu lernen. Mein Chef rezitierte in einem eigenartigen Tonfall immer dieselben Worte: „Vorzügliche Ledersalbe und Schuhwichse, giebt den Schuhen den schönsten Glanz und konserviert das Leder. Bitte die Herren, einen Versuch zu machen, zehn Cents die Schachtel. Spottbillig! So eine Schachtel reicht für das ganze Jahr! Flüssige Ledertinktur! Es genügt, sie mit einem Pinsel aufzutragen und sie, wenn sie trocken ist, mit einem Lappen einmal abzureiben! Jedes Kind kann es fertig bringen! Schuhbänder bester Qualität! Unzerreißbar! Nur fünf Cents das Paar! Das Beste ist immer das Billigste!"

„Als ich das einige Male gehört hatte, verlangte mein Chef, daß ich es wiederhole. Mir war zu Muthe, als sollte ich auf der Straße Purzelbäume schlagen. Ich schämte mich, aber es mußte sein. Mein Chef war mit meinen ersten Versuchen sehr unzufrieden. „Du piepst ja wie eine Fledermaus, die ein Kalt gekätscht hat," brummte er. Ich hätte weinen mögen, aber was war zu thun? Ich wiederholte den Versuch, und mein Chef war endlich zufrieden. Dann rief er den Wirth des Restaurants, vor dem er seinen Stand aufgeschlagen hatte und sagte: „Say, Billie, da habe ich so ein dämned Grünhorn von einem Dotschmän mitgebracht, der wird einen guten Hustler für Dich machen. Gieb ihm Instroktschens, aber schnell, denn ich hab' einen dämned Dorscht. So einen Dotschmän tränen! Da will ich lieber Steine brechen den ganzen Tag oder ich bin dämned in den Boden von der Hell'?" Der

Wirth war jedenfalls eine vornehmere Natur und er schien meine Lage zu errathen, denn er sagte zu meinem Chef: „Hör' mal, John, für den Bettel, den Du so einem armen Kerl bezahlst, mußt Du wahrlich nicht so fluchen, und mit Deinem gottverdoppelten Schwören wirst Du mir noch die Kunden vertreiben und ich werde Dich mit Deinem Ständ ganz auf die Straße setzen." Das macht mir wenig Kummer," gab der Andere zurück. „Der Wirth vom Columbian Restaurant giebt mir gern ein halbes Jahr freie Rent, wenn ich drüben mein Ständ aufstellen will. Jetzt mach' schnell und gieb ihm Deine Instroktschens, denn ich will fort."

Der Wirth replizierte nicht und nahm mich in die Gaststube. Ich lernte bald alles Nähere über sein Verhältnis zu meinem Chef. Der Letztere hatte einen ausgebreiteten Kundenkreis und zahlte dem Wirthe nicht nur eine beträchtliche Platzmiethe, sondern machte durch sein fortwährendes Schnurren auch noch Reklame für das Restaurant, so daß der Wirth eines Konkurrenzgeschäftes ihn thatsächlich gern zu sich herübergezogen hätte. Meine Lektion bei dem Wirth war bald erlernt. Ich erhielt Zettel mit dem gedruckten Menü, die ich den Vorübergehenden anzubieten und wobei ich zu rufen hatte: „Eine Mahlzeit erster Klasse für fünfundzwanzig Cents. Bitte, treten Sie ein! Das Diner wird gerade serviert!"

Der Sprecher hielt inne und streichelte das Haar der kleinen Doris, die schon zutraulicher geworden war. „Dich interessiert die Geschichte von dem Onkel in Amerika sehr wenig," sprach er, „aber Du bist auch ein wohlerzogenes Kind, wie man es von der Tochter deiner Mama gar nicht anders erwarten kann."

„Wenn mir Ihr Geschick nicht so innige Theilnahme einflößen würde, lieber Max," begann die Mutter, „wäre ich Ihnen wegen dieser Satire böse. Ich hätte nie gedacht, daß es Ihnen bei Ihren Fähigkeiten in einem Lande, wo Talente so gesucht sind, so schlecht gehen könnte. Vater war immer überzeugt, daß Sie drüben eine glänzende Karriere machen müßten."

„Ja, man täuscht sich, wie Sie sehen," erwiderte Max, „aber Sie werden nun begreifen, warum ich nicht geschrieben habe. Versuchen Sie es nur einmal vier Stunden hintereinander „Schuhwichse, Ledersalbe, zehn Cents die Schachtel, spottbillig!" zu rufen und dann zur Abwechslung wieder zwei Stunden, „Eine Mahlzeit erster Klasse für fünfundzwanzig Cents" herzusagen, und sie werden begreifen wie man sich innerlich ausgehöhlt und gedemüthigt fühlen muß. Denken Sie sich dazu den Umgang mit einem rohen Trunkenbolde und die geistige Atmosphäre eines billigen Restaurants und eines auf gleicher Stufe stehenden Hotels, und Sie werden verstehen, daß ich alle Welt vergessen und von aller Welt vergessen sein wollte."

„Es ist schwer, sich in eine solche Lage hineinzudenken," begann Mirjam nach einer Pause, „aber mir will es scheinen, daß man gerade in so gedrückter Stimmung das Bedürfnis haben sollte, sich auszusprechen und sich der Theilnahme seiner Freunde zu versichern. Fahren Sie jedoch fort!"

„Mein Wirth," begann Max, „war ein wohlwollender Mensch und war offenbar mit den Resultaten meines ersten Versuches sehr zufrieden. Er offerirte mir einen Trunk und eine Cigarre außer der versprochenen Mahlzeit.

Da ich Beides ablehnte, Cigarren, weil ich nicht rauchte und Bier, weil ich mir, seit ich die Bekanntschaft meines Arbeitsgebers gemacht hatte, vorgenommen hatte, alle berauschenden Getränke zu meiden, so lud er mich ein, täglich bei ihm zu frühstücken. Ich dankte ihm von ganzem Herzen, denn ich hatte nun drei Mahlzeiten täglich und fünfzig Cents außerdem, was für meine Bedürfnisse hinreichte. Der Wirth, der meine Unerfahrenheit durchschaute, gab mir überdies guten Rath, der sich mir werthvoll erwies. „Der John" sagte er, „für den Ihr schafft, ist ein Süffling und hat ein böses Maul, aber er thut Keinem nichts zu Leide. Ihr braucht vor ihm keine Angst nicht zu haben und, jemehr Ihr ihm zeigt, daß Ihr Euch aus ihm nichts macht, desto besser für Euch. Nehmt Euch Papiere auf den Ständ; das ist ein gutes Bisneß und wenn er was sagt, dann sagt ihm nur, daß Ihr für den Geld nicht schaffen könnt, wenn Ihr nicht noch beiseits ein paar Cents machen könnt. Dann sagt ihm, er muß Euch Euren halbe Dollar gleich gebe, eh' daß er fortgehe thut, denn sunsten versauft er sein Geld und Ihr habt nichts am nächsten Morgen." Ich befolgte den Rath und erschien um fünf Uhr abends mit einem Pack Zeitungen auf dem Arme, die ich, als wäre das selbstverständlich, auf dem Stande auszubreiten begann. Mein Chef begann sofort zu fluchen und wollte wissen, was denn das für ein dämned Nonsens sei. Ich erwiderte ihm, wie ich instruirt worden war, daß mein Verdienst unzureichend sei und daß ich noch etwas nebenbei thun müsse, um mich zu erhalten. Er fluchte noch greulicher und sagte, daß er so etwas von so einem dämned Grünhorn nicht einstecken werde und drohte, mich in die Zeitungen einzuwickeln und mit mir die Straße zu kehren. Mir imponierte das nicht mehr; ich hatte sogar den Muth, ihn direkt mit „Sie" anzureden und sagte ruhig: „Sie haben gar nicht nothwendig, sich so aufzuregen. Wenn Ihnen mein Vorschlag nicht paßt, können Sie es ruhig sagen, und ich werde einfach, während ich die Zettel vertheile, meine Zeitungen verkaufen." Meine Sicherheit im Auftreten imponierte dem Manne und nachdem er alle Dotschmänner und alle Grünhörner ein halbes dutzendmal in den Boden der Hölle verwünscht hatte, gab er sich zufrieden. Ich lud die vorüberziehenden Herrschaften wieder zu einem Abendbrod erster Klasse ein, nahm dann selbst meine Mahlzeit ein und begab mich auf meinen Posten. Mein Chef ließ wieder ganze Fluchraketen los, als ich meinen Tagelohn verlangte, aber er fügte sich und hätte auch härteren Forderungen nachgegeben, um in sein Trinklokal kommen zu können. Meine Geschäfte gingen sehr gut. Als ich am Abend meine Waaren in einen Kasten that, den ich nach der mir gewordenen Anweisung in einer Kammer im Hausflur des Restaurants versperrte, hatte ich durch meine Tagesarbeit nicht nur drei Mahlzeiten und fünfzig Cents verdient, sondern durch Zeitungsverkauf noch einen Vierteldollar extra und hatte noch auf den nächsten Tag einen Vorschuß von fünf Cents. Da dieser Vorschuß für meine spätere Geschichte von besonderer Bedeutung werden sollte, so will ich Ihnen auf die Gefahr hin, langweilig zu werden, diesen Vorfall erzählen."

Mirjam ermuthigte den Erzähler durch stillschweigendes Kopfnicken und Max fuhr fort.

„Ein vorübergehender Herr kaufte eine Zeitung für einen Cent und gab mir einen Nickel. Da ich die restlichen vier Kupfermünzen nicht hatte, um ihm herauszugeben, sagte er: „Lassen Sie es gut sein!“ Als ich nun das nicht wollte und ihn ersuchte, mir die Zeitung am nächsten Tage zu bezahlen, zwang er mich, die Münze zu behalten; er wolle am nächsten Tage wieder seine Zeitung bei mir kaufen. So war ich denn wohlgemuth mit achtzig Cents in der Tasche in mein Hotel gekommen und hatte im Gegensatze zu der Zeit, als ich das Erbauungsbuch kolportirte, das Gefühl, daß niemand mir ein Almosen gebe, wenn er etwas von mir kaufe. Am nächsten Morgen war ich schon um sechs Uhr zur Stelle, nahm mein Frühstück ein, odnete meinen Kram, zu dem nun auch Morgenblätter gehörten und begann mein Geschäft. Unter den frühen Kunden war auch der Herr vom gestrigen Abend, der mir die Nickelmünze gegeben hatte. Ich wollte ihm sofort seine vier Cents geben, aber er wehrte ab, denn er wollte noch zwei Morgenblätter kaufen, dann brauchte er noch eine Schachtel Ledersalbe, einen Ziegenlederlappen zum Putzen der Schuhe und zwei Paar Schuhbänder. Damit überreichte mir mein Kunde einen halben Dollar und sagte: Das wird wohl stimmen. Ich machte rasch die Addition und sagte: „Sie bekommen noch dreizehn Cents. Bitte hier!“ Mein Kunde erwiderte schmunzelnd: „Das nenne ich einen ehrlichen Mann!“ „Ehrlichkeit“ erwiderte ich, „ist die beste Geschäftspolitik nnd die beste Qualität ist die billigste Waare.“

„Um elf Uhr kam mein Chef, nicht mehr ganz nüchtern und ich übergab ihm die Losung des gestrigen Abends und des Vormittags. Er schmunzelte vergnügt und sagte: „Das ist ein verdammt guter Anfang für so ein Grünhorn. Da hast Du zehn Cents extra und kaufe Dir einen Trunk Whiskey. Das thut gut an so einem verdammt kalten Morgen.“ Ich schob die Münze zurück und sagte: „Ich danke schön. Trinken mag ich überhaupt nicht und statt aller Trinkgelder will ich, daß Sie eine halbe Stunde früher kommen als jetzt, damit ich mich ein wenig wärmen kann, ehe ich die Zettel vertheile. Dann will ich fünfundsiebzig Cents den Tag. Ich will dafür nachmittags eine Stunde früher kommen. Das macht also nicht einmal sieben und einen halben Cent für die Stunde Arbeit, und das ist wenig genug.“ Mein Chef fing nun wieder an, alle Dutschmänner und Grünhörner in den Boden der Hölle zu verwünschen und schwor, daß man die Thore des Landes verriegeln müsse, damit die ausländischen Sozialisten und Anarchisten nicht hereinkommen könnten, die dem ehrlichen amerikanischen Arbeiter das Brod vom Munde wegnähmen und schließlich wolle er sofort vom Teufel geholt werden, wenn er einer solchen unverschämten Forderung je nachgeben sollte. Ich erwiderte ruhig: „Regen Sie sich gar nicht auf. Heute bleibe ich für den bedungenen Lohn. Ueberlegen Sie sich die Sache, bis ich nachmittags Sie ablöse und wenn Sie finden, daß Sie meine Forderung nicht erfüllen können oder wollen, suchen Sie sich für morgen einen andern Verkäufer.“ Mit diesen Worten verließ ich ihn und begann meine Menüzettel zu vertheilen und das Diner erster Klasse für fünfundzwanzig Cents anzupreisen.“

„Als ich am Abend meine Zeitungen zu verkaufen anfing, war ich

erstaunt, wie rasch sich meine Kundenzahl vermehrt hatte. Ganz besonders auffällig war mir die große Zahl von Leuten, die mir Nickel anboten, und da mein Kleingeld bald ausgegangen war und ich nicht herausgeben konnte, mich aufforderten, den Nickel zu behalten. Mein Kunde vom gestrigen Abend kam ebenfalls mit einem Nickel, aber ich bestand darauf, daß er ihn behalte und am nächsten Morgen bezahle. Er nahm zwei Zeitungen, kramte eine Weile in seiner Westentasche, wo er dann wirklich zwei Kupfermünzen fand, die er mir gab. Ich durchschaute den Kniff bald genug, daß er mir diese Kunden auf den Hals geschickt hatte. Da viele dieser Kunden auch kleine Artikel von dem Verkaufsstande verlangten und ich sie ihnen reichte, war mein Chef gefügiger und versprach mir neben meinem Tagelohn von fünfzig Cents je fünfzehn Cents von jedem Dollar, der über vier Dollars vereinnahmt werden würde, obwohl er noch immer der Ansicht war, daß es eine verdammte Unverschämtheit von so einem verdammten Grünhorn sei, gleich nach dem ersten Tage der Anstellung eine Lohnerhöhung zu verlangen. Ich war es zufrieden, denn im Grunde kam es mir am meisten darauf an, dem Manne zu zeigen, daß er mir nicht imponiere. Ich war vorsichtig genug, mich für den nächsten Tag mit einem genügenden Vorrathe von Kupfermünzen zu versehen und hatte meine heimliche Freude an der Ueberraschung meiner Kunden, denen ich auf ihre Nickelmünzen mit der größten Kaltblütigkeit vier Cents herausgab, was für mich den Vortheil hatte, daß fast ein jeder noch ein zweites Abendblatt kaufte. Kurz, ich hatte am Abend etwa anderthalb Dollars verdient und hatte davon nur die Kosten meiner Herberge zu bestreiten. Freilich war das Geschäft bei der grimmigen Kälte, die eine ganze Woche fast ununterbrochen herrschte, kein leichtes. Das ewige Repetieren der nationalökonomischen Wahrheit, daß die beste Qualität die billigste Waare mache, wirkte furchtbar ermüdend auf mein Nervensystem und endlich war mir der Umgang mit dem fluchenden Trunkenbold je länger je unerträglicher, obwohl ich ihn nun im Zaume zu halten verstand. Der bessere Verdienst, den er jetzt hatte, trieb ihn noch mehr dem Trunke zu, und es war gar nicht zu zweifeln, daß er über kurz oder lang in die Tobsuchtszelle einer Irrenanstalt eingeliefert werden würde. Schließlich wollte ich auch nicht meine Lebensaufgabe in dem Verkaufe von Zeitungen und Schuhwichse suchen, und je besser es mir ging, desto mehr befestigte sich in mir der Wunsch, soviel zu ersparen, daß ich wenigstens zwei Wochen zusehen könne, um eine passende Lebensstellung zu finden."

„Wieder kam mir der Zufall zuhilfe. Mehrere Male saß ich in einem Restaurant mit einem meiner Kunden, einem jungen Manne von etwa dreißig Jahren bei Tische, der in mir sofort den Deutschen erkannt hatte und mich theilnehmend nach meiner Geschichte fragte. Ich erwiderte mit der halben Wahrheit, die ich mir zur Gewohnheit gemacht hatte, daß ich drüben Lehrer gewesen sei, hier vergeblich versucht hätte, mir als Lehrer eine Stellung zu gründen und endlich aus Noth in mein jetziges Geschäft gerathen sei."

(Fortsetzung folgt.)